



Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID





*Zu
unserem
Titelbild*

Unser Titelbild zeigt die Auswertung von Röntgen- und Gamma-Aufnahmen, wie sie in unserem Werk täglich durchgeführt wird. So, wie die Anforderungen an den hochwertigen Stahlguß laufend steigen, findet auch die zerstörungsfreie Werkstoffprüfung immer größer werdende Anwendung. Bereits jetzt werden etwa 10 000 Röntgenaufnahmen im Jahr bei uns angefertigt.

Die Herstellung dieser Röntgenaufnahmen erfolgt zum Teil mit Röntgenröhren, deren zwei speziell für die Werkstoffprüfung konstruierte, mit sehr hoher elektrischer Spannung betriebene Geräte bei uns arbeiten, sowie mit künstlich radioaktiven Isotopen, wie sie die großen Atommeiler in England und Kanada liefern. Seit kurzem ist ein neues, 7,5 Curie starkes Cobalt-Isotop in Betrieb, das die Durchstrahlung von Wandstärken bis etwa 180 mm in sehr viel kürzerer Zeit als bis dahin ermöglicht.

Wie auf unserem Titelbild zu sehen ist, stehen auch für die Filmauswertung leistungsfähige Geräte in- und ausländischer Fabrikation zur Verfügung.

Nach der Filmauswertung wird der Betrieb über das Ergebnis der Röntgenprüfung informiert. Die zerstörungsfreie Werkstoffprüfung ermittelt lediglich die Güte der Werkstücke und stellt für die Gießer ein wertvolles Hilfsmittel dar bei ihren Bemühungen um gute Gußstücke.

INHALT DIESER AUSGABE

Seite

Zur Lage	3
(Bild) Abschlacken einer Löffelprobe aus der Gießpfanne, zum Gießen einer Probe	4
Röntgenstrahlen in der Werkstoffprüfung	5
Achema 1961	8
Krankenkassen besser als ihr Ruf	11
Atem- und Staubschutz	12
„Denk' ich an Deutschland“ (Heftmitte)	
Ausbildung zum Gießereitechniker	1
Hoher Besuch in der BSI	15
Interschutz „Der rote Hahn“	16
Beisetzung des italienischen Mitarbeiters Giacinto Festa	20
Unsere Jubilare	22
Familiennachrichten	23

Herausgeber
Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redakteur
Herbert Goretzki / Remscheid

Druck
Bergische Druckerei Ludwig Koch / Remscheid

Klischees
Grafisches Atelier Loose/Durach / Remscheid

Fotos
Heinz Lindenberg / Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Zur Lage

Dr. Wolfgang Busch

Wer von uns wüßte es nicht — daß nämlich unsere größte, ständige Sorge die Terminschwierigkeiten sind, in die wir aus mancherlei Gründen geraten und die manchem von uns „über die Bettdecke laufen“. Wir werden mit ihnen, besser gesagt, mit ihren Ursachen fertig werden müssen. Als bald, wie wir hoffen, spürbar werdende Maßnahmen zur Abhilfe, sind eingeleitet, darunter als wichtigste der Umbau der Küchenbaracke zur Unterkunft für weitere 48 italienische Arbeitskräfte; ein Provisorium, gewiß, aber es geht um eine so rasch wie möglich wirksam werdende Abhilfe, und eben dieses Ziel wird mit Sicherheit nur auf eine solche Weise erreicht.

Wer in diesen Tagen durch die Betriebe gegangen ist, recht bedrückt durch so mancherlei kleine wie große Sorge, hat mit dankbarer Erleichterung eine gute, in des Wortes ursprünglicher Bedeutung gute Beobachtung machen dürfen: Es wird gründlicher und intensiver gearbeitet als noch vor wenigen Monaten. Ganz gewiß ist das keine Täuschung! Es gibt vor allem nunmehr selten jene Dreier- und Vierergruppen, die irgendwo im Schutze einer Maschine oder Nische über das Wochenend-Erlebnis, die Löhne oder die Politik diskutierten und so taten, als ginge sie der doch so unerläßliche rechte Ablauf der Arbeit nichts an.

Schwimmen sich alle, auch die Unlustigsten, in der richtigen Einstellung zur Arbeit allmählich ein? Begreifen es auch die Letzten, was hinter dem etwas saloppen Satz steht „Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“? Es scheint wirklich so, und wir alle sollten uns darüber freuen. Ist es nicht hohe Zeit, daß die Erkenntnis der Abhängigkeit jedes einzelnen von der anständigen Arbeit des anderen in unseren Reihen Einzug hält? — und dies von unten bis oben?

Wir würden uns allesamt leichter tun, käme es endlich dahin.

Es ist zur Genüge in der Vergangenheit an dieser Stelle gesagt worden, daß wir von der wissenschaftlichen Erforschung der menschlichen Beziehungen in einem industriellen Betrieb nichts halten. Wenn man unsere Meinung dazu hören wollte, würden wir sagen, daß immer dann, wenn man dazu die Wissenschaft bemühen muß, in dem betreffenden Betrieb etwas faul zu sein scheint. Da kommt es vielmehr doch wohl auf andere Dinge an! Entweder man hat voreinander Respekt, entweder man hält sich — einer wie der andere — für einen ‚halbwegs anständigen Kerl‘, oder man tut das eben nicht, meint gar, darauf verzichten zu können. Wie solche letztere Einstellung in unserem Land möglich sein könnte, will uns nach allem, was wir gemeinsam erlebten, schlechthin unverständlich erscheinen — und deshalb ist es für uns eine Erkenntnis, für die wir Dank schulden — daß nämlich eine ganz selbstverständliche und darum erst recht so froh stimmende Freundlichkeit in unseren Werkshallen Einzug gehalten hat. Wir glauben, uns nicht zu täuschen: Wir sind in dem Gruß, den wir miteinander wechseln, freier geworden — und damit aufrichtiger als bessere Partner einer gemeinsamen Aufgabe.

Nehmen wir uns noch dies eine vor: denen, die zögern, klarzumachen, daß wir recht haben, daß wir den Anschluß an die zukünftige Gestaltung des Zusammenlebens in unserem Land erfaßt haben, daß wir den guten Geist dieser Zeit vor uns hertragen.

Täten wir's — wir ließen die anderen, die Zögernden, verspüren, daß wir ihnen ein ebenso ungreifbares wie beglückendes Stück des Weges voraus wären, des Weges in die wohlverstandene persönliche Freiheit.



Röntgenstrahlen in der Werkstoffprüfung

Hans-Gerd Kirsch

Betrachtet man heute die große Anzahl der zerstörungsfreien Prüfverfahren, so ragen einige Gruppen als besonders häufig angewendet heraus. Es sind dies die Röntgen- und Gammastrahlenprüfung, die magnetische Rißprüfung, die Ultraschallprüfung und die Farbeindringverfahren.

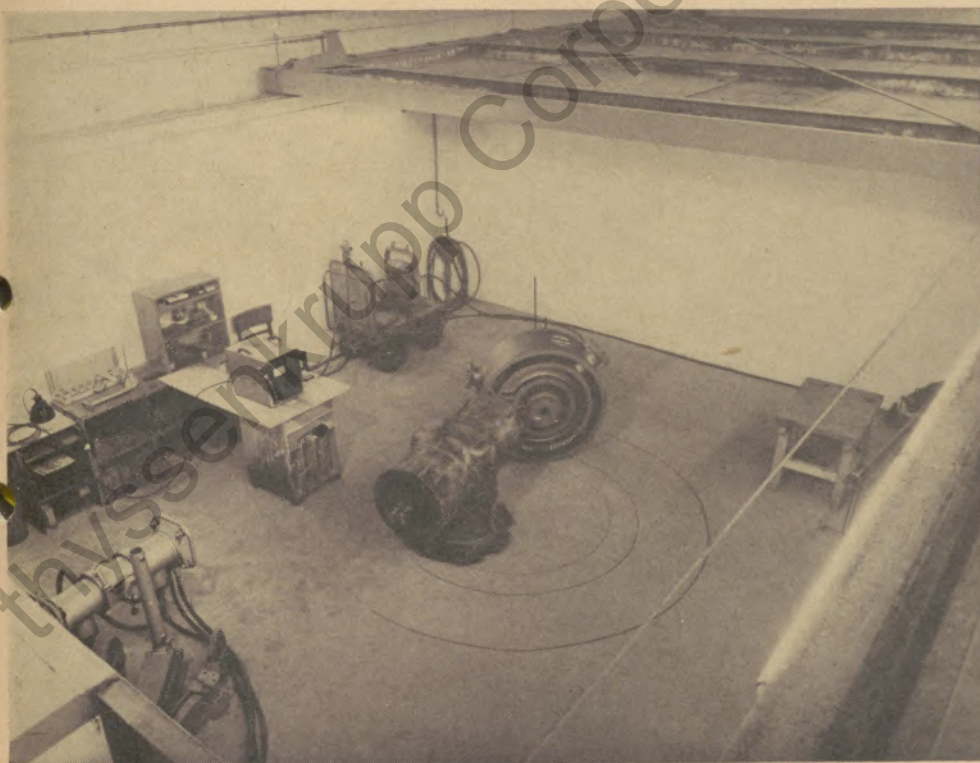
Venn wir zunächst einmal die Röntgenprüfung betrachten, so stellen wir erstaunt fest, daß schon der Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, Wilhelm Conrad Röntgen, geboren in Remscheid-Lennep, im Jahre der Entdeckung, nämlich 1895, der erste Anwender der von ihm zunächst „X-Strahlen“ genannten Strahlen zur zerstörungsfreien Werkstoffprüfung war. Wer einmal in Rem-

scheid-Lennep das interessante Röntgenmuseum besucht hat, wird die von Röntgen angefertigte Durchstrahlungsaufnahme eines Jagdgewehres gesehen haben.

Dieses historische Dokument hat einige Jahrzehnte später unzählige Nachfolger erhalten, als die Fahrzeugindustrie, und hier vor allem der Flugzeugbau, bei geringstem Gewicht der Bauteile immer steigende Qualitätsanforderungen stellte. Hier wurde die Röntgenprüfung als Serienprüfung hochwertiger Bauteile eingeführt, mit dem Erfolg, daß sie sich im Laufe der Jahre über fast alle Industriezweige ausdehnte. Den wohl größten Erfolg der Röntgen'schen Entdeckung, die segensreiche Anwendung auf dem Gebiete der Medizin, wollen wir hier nicht betrachten.

Wie werden nun Röntgenstrahlen erzeugt?

Ansicht eines Röntgenraumes in unserem neuen Laboratorium für zerstörungsfreie Werkstoffprüfung

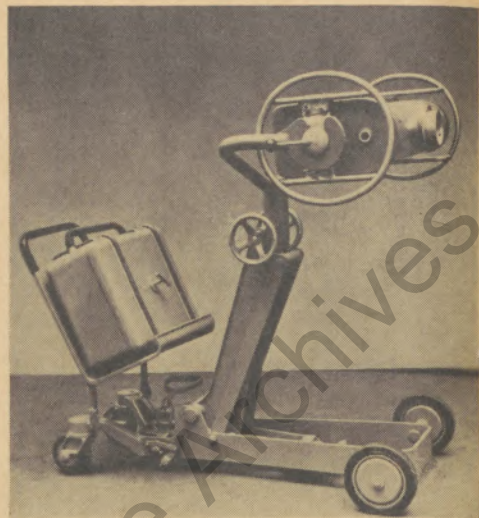


Die einen glühenden Heizdraht wie eine Wolke umgebenden Elektronen werden durch Anlegen eines negativen Potentials von diesen abgestoßen, in einem Hochspannungsfeld beschleunigt und treffen mit sehr hoher Geschwindigkeit, die sich fast der Lichtgeschwindigkeit nähert, auf die Anode. Vorbedingung für den Ablauf dieses Vorganges ist das Vorhandensein eines hohen Vakuums.

Die mit sehr hoher Energie auf den Anodenklotz, der meist aus Wolfram besteht, auftreffenden Elektronen regen diesen zur Aussendung von Röntgenstrahlen an. Allerdings ist die Ausbeute an Röntgenstrahlen bei den üblichen Röntgengeräten gering und beträgt bei einer Beschleunigungsspannung von 30 KV etwa 0,1%, bei 200 KV etwa 1% und erreicht erst beim Betatron bei über 30 MeV ungefähr 40%. Der Rest der Elektronenenergie wird in Wärme umgewandelt, die durch geeignete Kühlmaßnahmen abgeführt werden muß.

Die Natur der Röntgenstrahlen wird uns verständlicher, wenn wir uns einmal folgendes überlegen:

Ein bewegter Körper besitzt eine aus seiner Masse m und seiner Geschwindigkeit v resultierende kinetische Energie E , wobei $E = \frac{1}{2} m \cdot v^2$ ist. Bei der Abbremsung im Anodenklotz geht E zum größten Teil in Wärme-



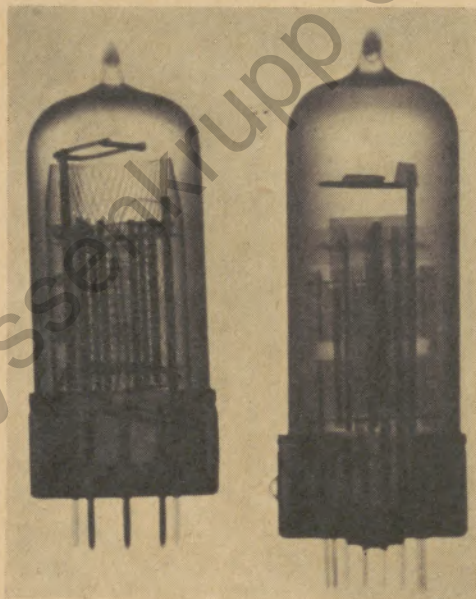
Transportables Röntgengerät

energie über, der Rest in Strahlenenergie. Durch die hohe Energie der Teilchen (Elektronen) entsteht also Röntgenstrahlung.

Die Elektronen haben im elektrischen Feld durch die angelegte Hochspannung U (im Ruhezustand) zunächst die potentielle Energie $e \cdot U$ (e = Ladung des Elektrons). Bei der Bewegung des Elektrons geht die potentielle Energie immer mehr in kinetische über, die bei der Abbremsung den Wert $\frac{1}{2} m_e \cdot v^2$ angenommen hat. (m_e = Masse des Elektrons, v = Endgeschwindigkeit). Wird diese kinetische Energie vollständig in Strahlung umgewandelt, so entsteht ein Strahlengquant $h \nu$ (h ist eine universelle Konstante, das Plancksche Wirkungsquantum, und ν die Frequenz, mit der wir die Quanten aus der Wellentheorie definieren). Also gilt hier die Beziehung:

potentielle Energie eU = kinetische Energie $\frac{1}{2} m_e \cdot v^2$ = Quantenenergie $h \nu$, oder unter Benutzung der Gleichung $\nu = \frac{c}{\lambda}$, $eU = h \cdot \frac{c}{\lambda}$ (c = Lichtgeschwindigkeit, λ = Wellenlänge) und nach λ aufgelöst ergibt $\lambda = \frac{12,4}{U}$ (λ in Å und U in KV ausgedrückt).

Nun wird aber beim Abbremsen die kinetische Energie nicht vollständig in Strahlung



Röntgenaufnahme von zwei Radoröhren

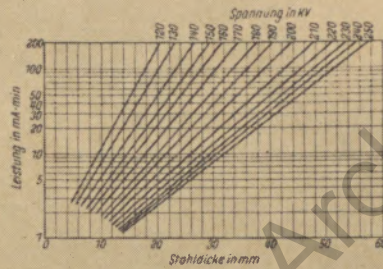
umgewandelt, so daß beliebig kleinere Quanten entstehen können. Also stellt die oben angeführte Rechnung lediglich die kürzeste Wellenlänge eines Strahlengemisches dar. Ebenso ergeben sich aus der Schaltung, sofern sie U beeinflussen, noch Differenzierungen hinsichtlich des Strahlenspektrums. Röntgenstrahlen liegen in ihrer Wellenlänge im Bereich zwischen 1/1000 Å und 10 Å (Å = Ängström). Ihre Eigenschaften sind:

Die geradlinige Ausbreitung mit Lichtgeschwindigkeit (dh 300 000 km/sek im Vakuum), die Fähigkeit, feste Körper zu durchdringen sowie ihre ionisierende Wirkung. Bei der Ionisation wird durch die Röntgenstrahlung aus einem Atom ein freies Elektron herausgelöst, wonach ein positiv geladenes Teilchen (Ion) zurückbleibt. Sekundär tritt hierbei eine Erscheinung auf, die unter den anderen Erscheinungsformen der sekundären Ionisationswirkung für die Erzeugung von Röntgenbildern besonders interessant ist: die Fähigkeit, latente, dh zunächst unsichtbare Schattenbilder zu erzeugen, die man durch die Entwicklung, einem chemischen Prozeß, sichtbar macht.

Will man den Vorgang bei der Werkstoffprüfung mit Röntgenstrahlen verstehen, so muß man noch kurz die oben angeführte Eigenschaft der Röntgenstrahlen, Materie zu durchdringen, näher betrachten. Zwar ist die Röntgenstrahlung durchdringungsfähig, doch wird sie durch verschiedene Prozesse, hauptsächlich in Abhängigkeit vom Atomgewicht und der Dichte, teilweise geschwächt. Dieses ist für unsere Strahlenanwendung wohl die wichtigste Eigenschaft.

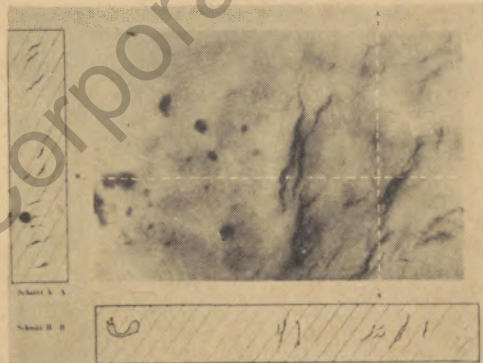
Für die Praxis heißt das: Die ein Werkstück durchdringende Röntgenstrahlung wird abhängig von der Wandstärke des Prüflings in Durchstrahlrichtung teilweise geschwächt. Sind in dem Stück Fehler, die sich als Querschnittsverringerung ausdrücken, zB Gasblasen, Lunker oder Risse oder Dichteänderungen wie Sand- und Schlackeneinschlüsse, so treten an dieser Stelle durch die geringere Absorption größere Strahlenmengen aus dem Prüfling heraus. Gemäß der so mit verschiedener Intensität aus dem Untersuchungsobjekt austretenden Strahlung zeichnet der Röntgenfilm ein reliefartiges Hell-Dunkel-Bild, welches dann Gegenstand der Begutachtung ist.

Durch die eindeutige Aussage, welche uns die Röntgenaufnahme vermittelt, ist eine laufende Güteprüfung möglich. Darüber hinaus vermittelt sie Erkenntnisse, welche, richtig angewandt, eine rationellere Fertigung durch Vermeidung von Fehlern ermöglichen.

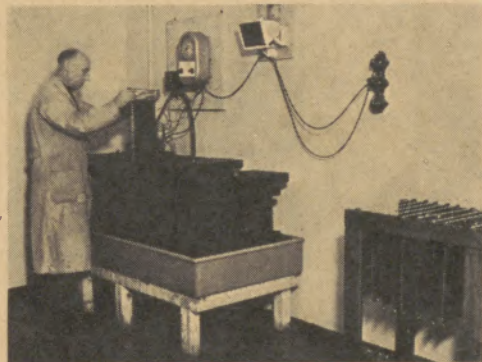


$$\left(\frac{BF}{100}\right) \cdot \text{mA} \cdot \text{min} \text{ des Schattenbildes} = \text{Belichtungszeit} \cdot \text{mA}$$

Belichtungsschaubild für Röntgenaufnahmen



Risse in einem Stahlgußkrümmer (Röntgenaufnahme)



Tankentwicklungsanlage für Röntgenfilme

ACHEMA 1961

Ein Erfolg auch für die BSI

Heinz Wehl

Im Zeitalter der sich nachgerade einander jagenden und kaum mehr abreißenden Ausstellungen, Messen und Fachschauen irgendwelcher Richtung, war zum 9. Male der Zeitpunkt für eine neue Achema herangenaht, für jene im Abstand von rund drei Jahren immer wiederkehrende Veranstaltung für das chemische Apparatewesen, auf der sich in erster Linie Chemie-Fachleute aus aller Welt versammeln und zum technischen Gespräch am Fachobjekt einfinden. Wie stets, waren monatelang, nein, eigentlich jahrelang vorher, gründliche organisatorische Vorbereitungen getroffen worden, um etwas in der Fachwelt Hochbewertetes, Monumentales zu inszenieren und — tja, und anschließend die ganze Pracht der Ausstellungs-Tagung nach kürzester Dauer, nämlich nach nur 10 Tagen — welch ein Jammer — wieder einzureißen; doch ist Kurzlebigkeit eben das Los der meisten unter Mühen und Schweiß geschaffenen Groß-Schauen.

Wer am Tage vor der Eröffnung die „Achema-Kongreß-Stadt“ betrat und dies typische Durcheinander des den Unbeteiligten verwirrenden Aufbaubetriebes erblickte, der mochte sich ernstlich von Sorge erfüllt fühlen, ob nur 24 Stunden später der ganze gewaltige Laden auf Vordermann gebracht sein und in Besichtigungsreife für die Prominenz prangen würde. Noch schienen viele Stände nicht einmal zur Hälfte fertig zu sein, noch rollten vom Pappkarton bis zur Super-Seekiste pausenlos die sorgfältig verpackten, kostbaren Güter an, deren sich ungezählte

Monteur-Teams eilends bemächtigten, noch dröhnte es in den Hallen vom vielfältigen Klang der Werkzeuge.

Die BSI zählte zu jenen Firmen, die mit dem Aufbau ihrer Herrlichkeiten am weitesten fortgeschritten waren und daher dem nahen Eröffnungstermin gelassen entgegensehen konnten. Unsere mit dem Standbau und der Einrichtung beauftragte Gruppe hatte ganze Arbeit geleistet. Bis auf wenige Details war der Stand fertig.

Inmitten allen Gewimmels ließ sich zwecks Vorbesichtigung bereits vormittags die internationale Presse blicken, der am Nachmittag dann Mitglieder des Diplomatischen Corps und der konsularischen Vertretungen folgten. Internationale Pressekonferenz und Diplomatenrundgang waren durch äußerst lebhafteste Beteiligung gekennzeichnet. — In mehrere Gruppen aufgeteilt, bahnten sich diese ersten Besucher unter Führung von Herren der „Deutschen Gesellschaft für chemisches Apparatewesen“ (Dechema) ihren Weg durch das Gewoge. An der Spitze einer großen Gruppe von Fachjournalisten sah man als unzweifelhaft berufensten Führer durch die Ausstellung das geschäftsführende Vorstandsmitglied der Dechema, Dr. Herbert Bretschneider, dem tags darauf für sein bisheriges Wirken besondere Anerkennung und Ehre zuteil wurde. Zur Eröffnung der Achema wurde dem durch seine Tätigkeit im Dienste der chemischen Technik und seine Bemühungen um die europäische Zusammenarbeit auf diesem Gebiet wegen hochverdienten

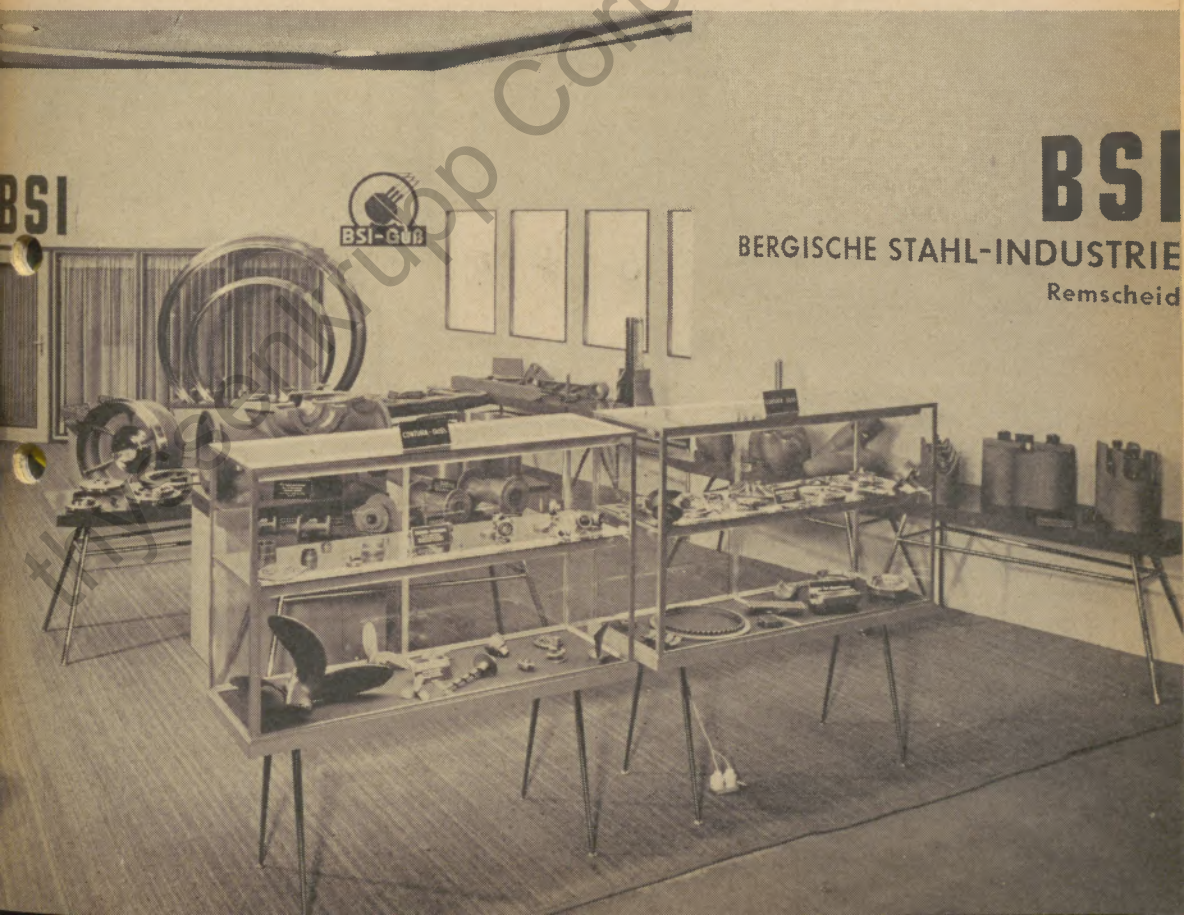
Manne vom Bundespräsidenten das Große Bundesverdienstkreuz verliehen.

Nun also, die ACHEMA 1961 war zu guter Letzt doch pünktlich in Paradeform und wurde ein überwältigender Erfolg. Erwartungsgemäß blieb sie in keiner Weise hinter der so eindrucksvoll gewesenen chemischen Schau des Jahres 1958 zurück, ganz im Gegenteil übertraf sie die nun schon fast Vergessene in allen wesentlichen Punkten: Im Wert und Umfang des Ausstellungsguts, im Flächenbedarf, in der Zahl der Aussteller insgesamt und der weit höheren Beteiligung des Auslands im besonderen, durch verstärkten Besuch sowie schließlich in der Zunahme der Anwendungsgebiete für „chemische Apparate“. Wiederum wetteiferten die Zeitungen, das technische Ereignis gebührend zu würdigen und die Großveranstaltung zu rühmen. „Die größte chemisch-technische Tagung, die jemals in der Welt veranstaltet wurde“ — „Chemie prägt das Gesicht der Zeit“ — „Größte internationale Schau der Chemie“, so oder ähnlich lautete es meistens, um nur einige Proben aus den Überschriften, Berichten und Kommentaren

zu geben, und eigentlich kann man die Richtigkeit hohen Lobes, das die Presse der Achema zollte, nur bescheiden; denn was da mit einem Aufwand ohnegleichen auf die Beine gestellt worden war, überzeugte und veranschaulichte zugleich, mit welchen Riesenschritten es auf dem großen Gebiet alles Chemischen vorangegangen ist und mit was für neuen Überraschungen wahrscheinlich schon in naher Zukunft zu rechnen ist.

Um uns nach langer Vorrede endlich Einzelheiten der Ausstellungs-Tagung zuzuwenden, fangen wir bescheiden, wie wir nun einmal sind, mit unserem eigenen Stand an.

An gleicher Stelle errichtet und in gleichem Gewande wie ehemals, wäre somit kaum Neues über ihn zu berichten, wenn eben in der Auswahl der Gußstücke nicht eine ganz wesentliche Änderung eingetreten wäre. Sieht man davon ab, daß aus dem kümmerlichen kleinen Glaskasten, der beim letzten Male der Aufnahme einiger Shaw-Gußstücke diente und so verlassen im Raume stand, nun zwei schon etwas wirtschaftswunderlicher wirkende, moderne Vitrinen mit Illumination geworden waren, die Contura-Teile,



nach industriellen Abnehmergruppen — Pumpenindustrie, Apparatebau, Maschinenbau — geordnet, enthielten, so gewann der BSI-Stand speziell durch eine Reihe auffälliger, günstig postierter Erzeugnisse. Den Blickfang auf Antriebe bildeten wohl die beiden großen, spiegelblanken Leitschaukelringe aus einer Serie von 6 Stücken für eine Gasturbine; doch richtete sich auch auf Gußstücke wie den Spillkopf aus amagnetischem Werkstoff, das Ventilgehäuse aus Nukleardur für einen Atomreaktor, ein großes Umlaufpumpengehäuse aus Bergit C und nicht zuletzt auf den im Schnitt gezeigten Schmelztrichter für eine Spinnfaser-Anlage das besondere Interesse. Alle unsere Gußstücke waren übrigens, einer Anregung zufolge, mit der Tendenz der Schwerpunktbildung im Hinblick auf Werkstoff- bzw. Fertigfabrikat-Gruppen angeordnet worden, was sich dann als ausgesprochen zweckmäßig erwies. — Der Besuch des Standes zu kommerziellen oder technischen Aussprachen und das Interesse, das unseren Ausstellungsobjekten entgegengebracht wurde, ließen wirklich nichts zu wünschen übrig.

Soweit etwas über uns, und nun auf zum kurzen Streifzug kreuz und quer durchs Gelände! Ein in unserer Halle, der speziell für die Werkstoff-Technik reservierten Halle 2, zweifelsohne Furore machender, weiträumiger Stand war der von DEW, in eigenwilligem Stil unter vorwiegender Verwendung von Edelstahlblechen erbaut. Der Effekt, der mit den mattglänzenden stählernen Wandflächen erzielt wurde, war beachtlich.

Aus dem Bereich des Rheinstahl-Konzerns erregten die dicken Brocken Aufsehen, welche die Ruhrstahl AG im Rahmen ihrer Großbehälter- und Apparate-Schau für die chemische Industrie und Atomtechnik zeigte. Wohl das schwerste Stück der gesamten Achema überhaupt war hiervon der bisher größte nahtlos hohlgeschmiedete Hochdruckbehälter, roh und aus einem 200-t-Block gearbeitet, Endgewicht 130 t, Werkstoff: druckwasserstoffbeständiger Chrom-Molybdän-legierter Sonderstahl. Nicht weniger eindrucksvoll präsentierten sich in dessen Nachbarschaft drei Verdampferelemente mit Abscheidern als hochaufragende Rohrkonstruktion für die Benzol-Veredelung sowie eine riesige Heizkammer für einen Druckverdampfer mit 8040 eingezogenen, nahtlosen Rohren.

Das war bei Ruhrstahl. Man könnte nun die Aufzählung und Beschreibung solcher stark beeindruckenden Schwerstkonstruktionen beliebig fortsetzen, so reichlich war davon bei den Firmen vorhanden. Erwähnt sei vielleicht noch ein für die Hochdruck-Verfahrenstechnik geschaffener, sogenannter Wickelbehälter aus druckwasserstoffbeständigem Stahl, 12fach gewickelt und bei 350° C Betriebstemperatur einem Druck von 325 atü ausgesetzt, mit einem Gewicht von 106 t, den man als Großbehälter bei Phoenix-Rheinrohr sah. Ferner, bei Krupp diesmal, ein Laufringschuh für einen Dolomit-Drehrohröfen von 152 m Länge, mit dem bemerkenswerten Außendurchmesser von immerhin 6100 mm und 63 t Gewicht.

Soviel über die Schwergewichtler, zu denen gleichsam feinste Gebilde — z. B. in der Achema-Halle 1 Teile aus der Meß-, Regel- und Automationstechnik — in lebhaftem Kontrast standen. Überhaupt wartet die Achema mit extremen Werten auf — das kann man wohl behaupten. Sind es einmal die soeben kommentierten 130 t oder 106 t, so findet man auf der anderen Seite feinste Apparateteilchen von nur Grammgewichten, die der Besichtigung harren. Wird hier bei Hunderten von Minusgraden destilliert, so geht es dort bei den Spezialöfen hoch in die Tausende von Hitzeegraden, und ähnlich verhält es sich auch, wenn man die Druckbeanspruchungen genauer studiert.

Weiter führt der Weg ohne Rast — das ausgestellte Gut ist zu umfangreich — vorbei an ungezählten Ständen mit uns oft gut bekannten Namen. Alles Kundschaft — Kundschaft, die schon jahrelang, häufig jahrzehntelang bei uns kauft. Wo raffiniert, destilliert, gepumpt, geschöpft, Material zerkleinert wird, da kommt man nicht ohne Guß aus. BSI-Guß ist bekannt, gefragt, geschätzt. Trotz kräftiger und gewiß nicht untätiger Konkurrenz.

Was damals, 1958, beinahe schon vorauszuahnen war, das ist nun Wirklichkeit geworden. Vor drei Jahren hatte die Kerntechnik ihren Einzug in die Achema gehalten, mit noch bescheidenem Anteil, der sich mehr oder weniger aus Erstaufführungen, reinen Ausstellungsstücken oder Modellen zusammensetzte. Jetzt war das Bild verändert, der Anteil gewachsen. Sozusagen eine Atom-Messe war im Rahmen der Achema entstanden. Ganze Hallen und Pavillons waren aus-

schließlich den Apparaten, Anlagen, Maschinen und Instrumenten für die Kernwissenschaft und Kerntechnik vorbehalten, die zum Teil bereits aus laufenden Fertigungen stammten. Darüber hinaus stieß man auch überall in den anderen Hallen neben den bekannten Dingen auf Entwicklungen für die Atomtechnik.

Ja, das Kerntechnische stellte schon was vor und beeindruckte sehr. Da lief man zwischen Reaktorbrennstoffen, Brennstoffelementen, Strahlungsmeßgeräten, Warngeräten, Manipulatoren, Unterrichtsreaktoren und was weiß ich, einher. Das deutsche „Atomforum“ war vertreten, die Europäische Atomgemeinschaft „Euratom“, die britische Atomenergiebehörde und auch das französische Atomenergiekommissariat. —

Ach, diese „Atom-Messe“ bot einen vielgestaltigen, ungewohnten, ja fremdartigen Anblick und wurde einem fast ein wenig unheimlich. Wenn man es erlebte, mit welcher Sicherheit und direkter Kunstfertigkeit an den großen Greifer-Geräten hantiert wurde, mit denen normalerweise „heißes“, sprich radioaktives Material manipuliert wird — Finger fahren in besondere Schlaufen, Hände umspannen Spezialgriffe und dann wird mit Hilfe solcher Roboter-Arme Präzisionsarbeit demonstriert —, dann war man, wohl auf Grund seiner Laienhaftigkeit gegenüber dieser „strahlenden“ Materie, mehrfach versucht zu sagen: „Laßt ab davon, laßt lieber die Pfoten ganz weg von diesen der Natur entrissenen Geheimnissen. Ihr Erdenwesen seid zu unreif und unfriedlich, um souverän und weise damit umzugehen“. — Doch die Weiterentwicklung der Atomtechnik läuft auf vollen Touren.

Am 17. 6. war der letzte Achema-Besuchertag. Als er zur Neige ging, hatten insgesamt etwa 135 000 fachlich interessierte Menschen die Tore zur „Kongreß-Stadt“ passiert. Der 18. Juni gehörte den Ausstellern allein, die sich, soweit noch nicht geschehen, nun eingehend und unbehelligt informieren konnten. Dann senkte sich der Vorhang über die bislang größte und eindrucksvollste Fachschau des chemischen Apparatewesens, deren Gestalter inmitten einer Periode unaufhaltsamer, stürmischer technischer Entwicklung auch für 1964 dem „Bühne-frei“ unbesorgt entgegensehen dürfen.

Krankenkassen besser als ihr Ruf

Vielfach begegnet man der Meinung, die Krankenkassen seien bei der Bevölkerung im allgemeinen nicht sehr beliebt. Repräsentative Umfragen der Meinungsforschungsinstitute haben jedoch schon mehrfach ergeben, daß die Versicherten mit ihrer Krankenkasse recht zufrieden sind. Das geht indirekt auch aus einem statistischen Sonderbericht des Bundessozialgerichts hervor, der zu Beginn dieses Jahres veröffentlicht worden ist. Danach betrafen von den am 1. 1. 1961 beim Bundessozialgericht anhängigen 2366 Revisions-sachen nur 188, also 7,9%, die Krankenversicherung. Von den seit der Errichtung des Bundessozialgerichts, also seit dem 1. 1. 1954, bis zum 31. 12. 1960 eingegangenen insgesamt 15 976 Revisionen entfielen auf die Krankenversicherung lediglich 498, das sind sogar nur 3,1%. Wenn man berücksichtigt, daß unter diesen Streitsachen sicher auch Auseinandersetzungen mit anderen Versicherungsträgern, z. B. Erstattungs- und Zuständigkeitsstreitigkeiten, enthalten sind, erscheint der Anteil der Prozesse, die Versicherte gegen ihre Krankenkasse führen zu müssen glauben, noch geringer. Damit ist aber wieder einmal mehr bestätigt, daß sich die Versicherten und ihre anspruchsberechtigten Familienangehörigen bei ihrer Krankenkasse mit verschwindenden Ausnahmen gut aufgehoben fühlen und daß ihren Leistungsanträgen, soweit das rechtlich vertretbar ist, zufriedenstellend entsprochen wird. Wo aber einmal eine Leistung nicht gewährt werden kann, wird der Versicherte ordnungsgemäß und mit ausreichender Begründung beschieden, so daß er einzusehen vermag, nicht mangelnder guter Wille, sondern die gegebene Rechtslage haben die Krankenkasse zur Ablehnung der begehrten Leistung veranlaßt.

Die Nebenkasse weist darauf hin, daß sie Löhnungsgelder an zweite Personen (Ehefrauen, Söhne, Töchter, Verwandte oder Bekannte) nur gegen Vorlage einer schriftlichen Vollmacht und des Werksausweises des Empfangsberechtigten aushändigt.

Atem- und Staubschutz

Sicherheitsvorkehrungen beachten und Staubmasken tragen

Für den Hüttenwerker ist dieses Thema so wichtig, daß wir ihm unbedingt wieder einen eigenen Artikel widmen müssen.

Sie wissen vielleicht schon, lieber Leser, daß in den Hochöfen und Generatoren eines Hüttenwerkes täglich mehrere Millionen Kubikmeter Gas erzeugt werden. Dieses Hochofen- und Generatorgas dient nach seiner Reinigung als Antriebsmittel für Kraftmaschinen und als Brennstoff in Siemens-Martin-Öfen, Glühöfen, Dampfkesseln, Winderhitzern usw. In ausgedehnten Rohrleitungsnetzen wird das Gas der jeweiligen Verbrauchsstelle zugeleitet.

Das Hochofen- oder Gichtgas und auch das Generatorgas bestehen nun zu einem beachtlichen Teil (20 bis 30%) aus Kohlenoxyd.

Damit sind wir beim springenden Punkt, der uns hier interessiert:

Kohlenoxyd ist ein schweres Blutgift!

Was heißt das? Sobald das Kohlenoxyd-Gas vom Menschen eingeatmet wird, ziehen die roten Blutkörperchen diesen Stoff an sich. Ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Transport des lebensnotwendigen Sauerstoffes, werden die roten Blutkörperchen dadurch ganz oder teilweise entzogen, und zwar um so mehr, je größer die eingeatmete Gasmenge ist. Das bedeutet, daß der Mensch zu wenig oder gar keinen Sauerstoff mehr erhält. Schon bei einem Anteil von 0,1 vom Hundert Kohlenoxyd in der Atemluft, längere Zeit eingeatmet, treten bedenkliche Gesundheitsstörungen auf. Enthält die Atemluft mehr als 1,0% Kohlenoxyd, tritt bereits nach wenigen Atemzügen der Tod ein.

Die Gefahr vergrößert sich nun deshalb beträchtlich, weil Kohlenoxyd ein farb-, geruch- und geschmackloses Gas ist, es kann also von den menschlichen Sinnesorganen nicht wahrgenommen werden.

Am besten ist es daher, wenn Sie den Aufenthalt an möglicherweise gasverseuchten Stellen, z. B. im Ventilkeller des Siemens-Martin-Werkes, in Gas-Generator-Räumen, auf der Hochofen-Gicht, im Ventilkeller von Glüh-, Stoß- und Tieföfen, in Kompressoren-Räumen, grundsätzlich vermeiden. Solche Räume dürfen Sie nur mit dienstlichem Auftrag betreten. Ihr Meister wird Ihnen dann auch sagen, welche Sicherheitsvorkehrungen Sie zu beachten haben.

Ich muß Ihnen noch einen solch heimtückischen Feind Ihrer Gesundheit vorstellen, dem Sie, je nach Ihrem Arbeitsplatz, im Hüttenwerk begegnen werden: Es ist der Quarzstaub.

Quarzstaub ist, chemisch gesehen, Kieselsäure. Gesundheitsgefährdende Anteile von Kieselsäure finden sich vor allem in der Ausmauerung von Siemens-Martin-Öfen, Glüh- und Härteöfen, die aus sogenannten Silikasteinen oder aus Schamottesteinen besteht, dann in dem zum Gießen benötigten Formsand und schließlich im Sand, der zum Sandstrahlen benutzt wird. Durch Quarzstaub sind demnach folgende Arbeiter besonders gefährdet:

Ofenmaurer bei der Be- und Verarbeitung feuerfester Steine, bei Bau- und Abbrucharbeiten an Industrieöfen, Former, Sandaufbereiter, Ausleerer in der Gießerei,

Gußputzer, die an abgegossenen Gußstücken die Formsandreste zu entfernen haben, Sandstrahler,

Steinmacher, die mit der Herstellung von Silika- und Schamottesteinen beschäftigt sind.

In welcher Weise beeinträchtigt nun der Quarzstaub unsere Gesundheit? Zunächst: Gefährdend sind nicht die groben Staubteilchen, die etwa als dichte, sichtbare Staubwolke vor uns stehen. Diese größeren Bestandteile gelangen nicht in das Körperinnere. Sie werden restlos im natürlichen Staubfilter des Menschen, in seiner Nase nämlich, zurückgehalten.

Die Nase versagt aber gegenüber dem sogenannten Feinstaub, das sind diejenigen Staubkörnerchen, die kleiner als etwa $\frac{5}{1000}$ mm sind. Diese feinen Staubbestandteile gelangen mit der Atemluft bis in die Lungen. Der Quarzfeinstaub lagert sich in den Lungenbläschen ab. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Lunge allmählich versteinert; eine Krankheit, die als Staublung oder Silikose bezeichnet wird.

Eine einmal entstandene Silikose kann bis heute mit keinen ärztlichen Mitteln wieder beseitigt werden!

Der beste Schutz gegen die Staubgefahr liegt in der sofortigen Absaugung des gefährlichen Staubes und in der Verwendung ungefähr-

Fortsetzung Seite 13



„Denk’
ich
an
Deutschland . . .“

Zwischen den hochragenden Säulen des Brandenburger Tor, seit 16 Jahren Symbol gleichermaßen des Untergangs und der Sehnsucht nach der Wiederherstellung deutscher Einheit, wandten am Vormittag des 13. August 1961 Panzer der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik drohend ihre Geschützrohre gen Westen. Über Nacht hatte ein von der überwältigenden Mehrheit des eigenen Volkes gehaßtes und verachtetes Regime vielen vorangegangenen Rechtsbrüchen einen weiteren, den bisher erschütterndsten, hinzugefügt: seit den frühen Morgenstunden des 13. August ist nach dem Willen seiner Machthaber der sowjetische Sektor von Berlin Bestandteil der DDR. Mit Zustimmung, wohl möglich gar auf Veranlassung ihres Beschützers, der Sowjetunion, versucht eine Gewaltherrschaft dem beispiellosen Aufstand entgegenzutreten, der ihr von der eigenen Bevölkerung durch eine Willenskundgebung erschütternder Art bereitet wird — der Flucht.

Gewiß, eine Tragödie ohnegleichen. Gewiß, eine Demonstration, vor der sich jeder Mensch, der noch ein Herz im Leibe hat, in demütigem Respekt verneigt. Aber es ist dies alles vornehmlich ein weiterer, schrecklicher Schritt auf unserem deutschen Weg durch die Finsternis eines verlorenen Krieges. Es stirbt Glied um Glied an uns bei lebendigem Leibe — und stünden nicht die

Panzer am Potsdamer Platz und im Brandenburger Tor, wir sonnten uns in Rimini und auf Mallorca und merkten es am Ende nicht einmal.

Wäre dieser Ruf nicht so teuflisch mißbraucht, er müßte nun von allen Mauerwänden widerhallen, müßte uns unentwegt in den Ohren gellen, dieser Ruf, die Deutschen möchten erwachen, um endlich zu begreifen, was sich vollzieht, was gnadenlos auf uns zukommt, vor dem es für niemanden ein Entrinnen geben wird: die Geschichte präsentiert uns mit 16jähriger Verspätung ihre Rechnung. Wir sind nicht noch einmal davongekommen, wie es in den munter-sarkastischen Titeln von Songs und Sketchs so heiter klang. Wir werden aufgefordert, diese unsere Rechnung zu begleichen — und wir werden dies in den nächsten Wochen und Monaten tun müssen, soll nicht die Welt erneut unter dem Dröhnen der Geschütze, dem Pfeifen der Bombenteppiche, dem atemberaubenden Anblick eines Atombombenpilzes erbeben.

Was für ein eklatanter Selbstbetrug, zu meinen, es gäbe einen endlichen Frieden ohne unsere tiefe Demütigung, es gäbe eine Rettung vor dem Untergang ohne unseren endlichen Preis für einen selbstverschuldeten Krieg. Nicht Deutschland und nicht Berlin sind Mittelpunkt der Welt — und die Welt wird wegen unserer Zeche keinen neuen Krieg auf ihre Schultern nehmen.

Heinrich Heine, aus seiner Heimat vertrieben, schrieb krank und müde aus dem fernen Paris im Jahre 1836:

Denk’ ich an Deutschland in der Nacht,
bin ich um meinen Schlaf gebracht.

Uns Deutschen geziemen in diesen Wochen schlaflose Nächte.

Dr. Wolfgang Busch

um die freiheit

— so überschrieben war ein Artikel in unserer letzten Werkszeitung. Um die Freiheit! Über dem Leben jedes freiheitsbewußten Bürgers der Bundesrepublik sollte dieses Wort stehen. Das Tor zur Freiheit für die Menschen der Zone und des Ostsektors von Berlin ist geschlossen. Mit Stacheldraht und Mauern aus Beton ist inzwischen die Sektorengrenze zur Ulbricht-Staatsgrenze geworden. Über Nacht haben die Machthaber der Zone mit einem Rechtsbruch ohnegleichen sich über das auch von der Sowjetunion unterzeichnete Viermächteabkommen über Berlin hinweggesetzt. Die sogenannte DDR bietet Volkspolizei, Betriebskampfgruppen, Volksarmee und Panzer auf, um die Menschen der Zone und Ost-Berlins „vor der Freiheit des Westens zu schützen.“ Grotesker geht es nicht. Die hinter Pankow stehenden Warschauer-Pakt-Staaten sprechen in ihrer Erklärung zynisch von „gewissen Unbequemlichkeiten für die Bevölkerung, die die Schutzmaßnahmen an der Grenze West-Berlins mitsichbringen werden“.

Schweigend, mit zusammengebißenen Zähnen, mit innerem Groll, mußten die Ost-Berliner zusehen, wie unter dem Schutz der Panzer die Sektorenübergänge verammelt wurden. Voll banger Sorge im Herzen saßen die Menschen der Zone, die noch über West-Berlin den Weg in die Freiheit gehen wollten, auf ihren Koffern. Der Fluchtweg war versperrt; der Weg zurück in die Unfreiheit blieb übrig.

Welche menschlichen Tragödien sich da abgespielt haben mögen, können wir nur ahnen. Die West-Berliner machten ihrer Empörung Luft. Der Senat von Berlin erhob in einer Sondersitzung Anklage gegen die widerrechtlichen Maßnahmen der Spalter Deutschlands, der Bedrücker Ost-Berlins und der Bedroher West-Berlins. Spontane Kundgebungen Westberliner Arbeiter vor dem Schöneberger Rathaus brachten die Empörung der freien Berliner zum Ausdruck. Ihrer Besonnenheit ist es zu verdanken, daß

kein zündender Funke in das Pulverfaß fiel, der das Schlimmste hätte auslösen können, den Krieg.

Wir sahen im Fernsehen, hörten im Rundfunk, was in Berlin passierte, und Tausende waren ernstlich besorgt. Voll Sorge vor allem die Menschen, die noch nahe Verwandte und Freunde in der Zone und in Ost-Berlin haben. Viele waren überrascht. Wie ging das zu, wie konnte der Osten uns über Nacht an den Rand eines dritten Weltkrieges bringen?

Als die Maßnahmen gegen die 52 000 Grenzgänger in Ost-Berlin getroffen wurden, gab es Stimmen, die sagten, sicher sei die Lage ernst, aber es läge kein Anlaß zu alarmierenden Nachrichten vor. Dabei hatte zwei Tage vor den Ereignissen in Berlin die Volkskammer der sogenannten DDR in Ost-Berlin der Zonenregierung die Blankovollmacht gegeben, zur Sicherung des Zonenstaates und zur Vorbereitung eines separaten Friedensvertrages mit dem Ostblock Vorkehrungen zu treffen! War das keine alarmierende Nachricht? Man war enttäuscht über Amerika. Es geschah nichts. Die drei westlichen Stadtkommandanten protestierten gegen die Pankower Gewaltmaßnahmen beim sowjetischen Stadtkommandanten. Man spürte die Spannung, die sich zu steigern schien, und war erleichtert, als aus Washington die Meldung kam: „Die Schließung des Fluchtweges durch die sowjetzonalen Behörden sei kein Anlaß zu einem Krieg“. Was wird geschehen, so fragte man sich. Die Sperrung des Interzonenhandels konnte als Repressalie die Unterbindung des Verkehrs zwischen der Bundesrepublik und West-Berlin zur Folge haben. Von Berlin aus gesehen, schien eine Vertrauenskrise einzutreten.

So mancher Bundesbürger dagegen schien aufzuatmen; es ist gut, das nichts geschieht; wir sind wieder einmal davongekommen. Geradezu als Lichtblick in der Düsternis der Ideenlosigkeit kam der Beschluß des Präsidiums des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, allen Firmen dringend zu empfehlen, die Leipziger Herbstmesse we-

der zu beschicken noch zu besuchen. Auch der Präsident des Deutschen Sportbundes kam zu der Erkenntnis, daß ein gesamtdeutscher Sportverkehr nach den Ereignissen von Berlin nicht mehr sinnvoll sei. Politische Initiative, man muß es sagen, war nicht zu spüren. Eine Zwei-Minuten-Arbeitspause war kaum geeignet, dem, was da in Berlin geschah, gerecht zu werden. Die Regierungserklärung im Deutschen Bundestag war bestimmt kein wachüttelnder Aufruf, sondern eher, vom Inhalt her, eine pflichtgemäße Erklärung, die durch den Bruch der völkerrechtlichen Vereinbarungen seitens Pankows notwendig geworden war.

Es zeigte sich in dieser Situation nur allzu deutlich, wie gefährlich es ist, diesen 13. 8. als isolierte Aktion für sich anzusehen. Er ist der erste Aufzug im ersten Akt, dem in aller Kürze weitere folgen werden. Als zweiter Aufzug dürfte der bereits angekündigte Separatfrieden zwischen der UdSSR und den Ostblockstaaten mit der Zonenregierung gestartet werden.

Die Enttäuschung über die nach deutscher Ansicht ungenügende Reaktion Washingtons, zum Ausdruck gebracht in einem Brief Willy Brandts an den amerikanischen Präsidenten, hat diesen veranlaßt, Vizepräsident Johnson und den ehemaligen Militärgouverneur von Berlin, General Clay, nach Bonn und nach Berlin zu entsenden. Die Begeisterung der 300 000 West-Berliner, die sich vor dem Schöneberger Rathaus zum Begrüßungsempfang eingefunden hatten, war überwältigend. Vizepräsident Johnson und General Clay fanden die rechten Worte, den Berlinern zu sagen, daß Amerika seine Verpflichtungen auch heute noch ernst nimmt. Wenn unter den von der Menschenmenge mitgeführten Plakaten eines auffiel „Washington ist näher als Bonn“, dann sollte dieses Transparent in der Bundesrepublik doch die rechte Beachtung finden.

Es ist geradezu deprimierend festzustellen, daß ein großer Teil unserer Bevölkerung die Verhältnisse in Berlin gelassen hinnimmt und froh ist, von ihnen nicht unmittelbar betroffen zu sein. Es zeigt sich aber auch, wie wenig, auch von den Massenorganisationen, ge-



Sehen so Freiheitskämpfer aus ?

tan wird, die Bürger der Bundesrepublik über den Ernst der Lage aufzuklären. Wohin kommen wir mit unseren Ansprüchen an die übrige freie Welt, wenn wir nicht bereit sind, wir, jeder einzelne von uns, die Prinzipien der Freiheit, die wir selbstverständlich für uns in Anspruch nehmen, auch für unsere bedrängten Brüder zu verteidigen? Die große Gefahr für uns alle liegt ja gerade darin, daß die immer wieder praktizierte Scheibchen-Politik des Ostens eine Gewöhnung an immer neue Rechtsbrüche mit sich bringt, die dann zur Aufweichung unserer politischen Reaktion führt.

Was in Berlin geschah und weiterhin geschehen wird, ist Sache jedes einzelnen von uns, so unbequem das auch sein mag. Resignation hilft nur unsern Gegnern. Es geht um die Freiheit!

Rob. Flechsig

„... wenn sich Leben und Bestand unseres Volkes in unmittelbarer Gefahr befinden, kann und darf auch diese Zeitschrift nicht schweigen.“



Lassen Sie mich, lieber Leser, das, was ich in einer ruhigen Stunde daheim durchdachte, unter den einfachen Satz stellen:

Berlin — eine Skizze — vom Westen gesehen

und lassen Sie mich ein persönliches Erlebnis an den Anfang setzen:

Vor zwei Jahren führte mich der Weg an einem sonnigen Oktobertag, der in späte Ferienwochen fiel, auf die Hohenzollernburg, hoch über dem weiten württembergischen Land. Die schlichte kleine Schloßkapelle birgt — mit Fahnentüchern in den preußischen Farben bedeckt — die Särge der beiden großen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Das Gefühl der Freude über ihre Bewahrung vor fremdem Zugriff oder gar Untergang wich — als man wieder im Sonnenlicht stand — tiefer Traurigkeit, unvermittelt begreifend, daß diese Heimführung der beiden Särge im Grunde nur eine vermeintliche gewesen ist.

Denn da stand die Silhouette von Potsdam wie eine Vision vor einem — und der schlanken Turm der Garnisonkirche zu Potsdam, in deren Gruft einst jene beiden Särge standen, für die das Herz ganz Preußens schlug. Wen wundert es, daß die Gedanken damals weiter wanderten von Potsdam zum nahen Berlin. Gehören sie doch beide zusammen, bilden im Geistigen eine kraftvolle Einheit, deren übergeordneter Begriff wiederum Preußen heißt. Wurde Potsdam zum Ausdruck der von schirmender, jedoch keineswegs antiquierender Patina umgebenen Gestaltung preußischer Staatsraison

— im Preußischen übersetzt sich ratio gleichermachen mit Vernunft und Gebot, weil eines das andere bedingt —, so war Berlin — ja, was war und was ist denn eigentlich auch und gerade für uns heutige Deutsche im geteilten Deutschland Berlin?

Wen von uns hätte nicht einmal die Frage tief berührt, worin das Wesen dieser großen Stadt Berlin liegt, die wir ja gar nicht erst seit 1945 innig lieben, die uns mit einem großen Etwas immer neu erregte und umschloß, wenn man sich ihr näherte — längst vor dieser großen Sturmflut, in der sie fast zerbricht.

Garnisonkirche in Potsdam

Unsere westlichen Nachbarn sind sich erst in jüngster Vergangenheit bewußt geworden, welch gefährliche These sich mit dem stolzen und in mancherlei Hinsicht allzu wahren Satz verbindet, daß Paris Frankreich sei, und es gelingt in einem unlängst erschienenen, aber sehr lesenswerten Buch nur unvollkommen, die Richtigkeit seines Titels zu beweisen, daß nämlich Paris nicht Frankreich ist.

Berlin hat solchen kühnen Anspruch nie gekannt. Es vermählte sich früh — ungeachtet politischer, vor allem dynastischer Zwistigkeiten — dem heiteren Dresden, schlug familiäre Brücken zum unbayrisch-ersten Ansbach, zum burgenhaften und gleichwohl — längst vor Wagners tönereichen Dramen — festlichen Bayreuth. Gar brüderliche Liebe galt Münchens heller, dem Süden zugekehrter Aufgeschlossenheit und lächelnd überließ das preußische Berlin dem rebenumrankten Stuttgart den Ruf des blitzenden und dabei ein wenig spießig-bürgerlichen Reichtums an erfinderischem Denken. Argwohn erfüllte die preußisch-strenge Disziplin der märkischen Herrscher wie auch ihrer Bürger nur gegenüber jener unsoliden Leichtigkeit der rheinischen Gemarken. Ob Friedrichs jugendliches Abenteuer zu Steinfurth unweit Wesel dazu unbewußten Grundstein legte?

Nein, Deutschland ist Berlin niemals gewesen. Berlin war Ausdruck, Form, Gestalt gewordenes Preußen!

Paris ist durchaus denkbar ohne Ile de France. Berlin erschließt, begreift sich erst aus Brandenburg — der Mark. Paris ist Pracht, ist steinernes Bekenntnis von Reichtum, Macht, im besten Sinne Ausdruckswille der Geltung eines Staatsgefüges, das manche wechselvollen Stürme überdauert hat.

Im Norden — London — hat selbst den breiten Strom der Thematik unter die beherrschende Idee gestellt, weit mehr zu sein, als Hauptstadt eines Landes. Wer am Trafalgar Square die Zügel der Empfindung nur ein wenig locker läßt, sieht visionär die Häfen, spürt die Umarmung unseres Erdballs, deren

Kraft auch heute noch in dieser Weltstadt ihre Quellen hat.

Berlin ist nichts von dem und war es auch niemals. Berlin war niemals prächtig, nicht einmal, als buntdrapierte Säulenreihen aus weißlackiertem Holz selbst den spottbeflissenen Bürger am faden Beigeschmack des „Spree-Athen“ ein wenig schlucken ließen. Berlin war auch nie Ausdruck einer weltumspannenden Idee. Berlin war immer weniger und mehr zugleich.

Wer erstmals märkisch-karge Wälder am Fenster des Eisenbahnabteils vorüberhuschen sah, empfand den Ausdruck „Wald“ wie einen Keulenschlag. Wer später an sie dachte – fern und unerreichbar – umfing ihr helles liebenswertes Bild in der Erinnerung mit Zärtlichkeit.

Ich weiß nicht, woher ich diesen reizvollen Vergleich habe, nicht einmal Fontanes „Wanderungen“ haben ihn mich finden lassen, obwohl er dort wohl am ehesten zu suchen wäre. Brandenburgs Wälder sind so sparsam und so diszipliniert wie seine Bewohner – sie sind preußisch.

Berlin inmitten Buchengruppen, der liebreizenden Parklandschaft der Ile de France, der heckendurchschnittenen Bodenwellen der Downs und Middlesex? – Undenkbar! Wie wenn er eingesehen hätte, daß eine an nackten Kiefernstämmen ausgerichtete Staatsraison allein keine ganz glückliche Basis für eine Gemeinschaft abgeben würde, hat der Herrgott eine gute Idee gehabt: es

muß ein großer Eimer Wasser gewesen sein, den er genommen und dessen Inhalt er in all die zahllosen Senken und Schlenken gegossen hat, um zum guten Schluß weit auszuholen und je einen mächtigen Schwung nach Südosten – dem Spreewald zu – und nach Nordwesten zu tun. So ist es mehr als üble Nachrede, von der Mark, der Landschaft von Berlin, als Preußens oder gar des Herrgotts gewaltiger Streusandbüchse zu sprechen. Wer jemals auf Fontanes Spuren wandelte, wer je verzweifelt nach bergendem Unterholz forschte, um seiner Braut den fälligen Kuß zu rauben, weiß um die entzückenden Reize dieser Landschaft der roten Stämme, des silbrigen Sandes und der blauen Seen.

Aber das Bild ist unvollständig, sogar äußerst mangelhaft.

Vor den Toren von Paris, im Marne- und Seinetal wie an der Straße nach Orléans, da liegen sie, vornehm und breit ausladend, das Chateau de X und das Chateau de Y, für den Fremden namenlos, weil – anders als im Tal der Loire und südlichen Rhône – nur wenige die Namen von Familien tragen, die in ihrem Land Geschichte machten. Aber Frankreich ist dennoch unendlich reich an echten Schlössern. Viele sind gewaltig, erhaben; sie atmen Geschichte, aber die in ihnen gewohnt haben sollen – lebten meist in Paris.

Hinter kunstvoll geschnittenen Hecken liegen die Landsitze von Englands großen Familien. Sie tragen noch reserviertere Züge als die prunkvollen Fassaden der französischen Chateaus. Dafür verbinden sich mit den Namen ihrer Bewohner fast immer peinlich-korrekte Titulaturen, die unscheinbar die glanzvolle Stellung ihres Trägers in der Administrative eines Weltreichs widerspiegeln.

Berlin beherbergt in seinen Mauern wie in seiner Landschaft – der Mark – nur die wenigen Schlösser seines einstigen Herrscherhauses und seiner mehr oder weniger vermögenden, glücklichen oder auch unbedeutenden Verwandtschaft, deren jeweiliges persönliches Ergehen, Tun und Lassen „in den Zelten“ nicht weniger genau bekannt war als im grauen Schloß an der Spree. Vor den Toren der Stadt aber lag zu allen Zeiten Preußen, betteten sich in die sanften Schwin-



gen der weiten, stets nach Osten geöffneten Landschaft weder Schlösser noch Land-sitze, sondern die Güter des preußischen Adels, der viel und meist zu Unrecht geschmähten Schicht eines straffen staatlichen Aufbaus, die einmal Deutschlands Gesicht bestimmte und die überdies im letzten Weltkrieg das größte Opfer an Gut und Blut zollte.

Das Gut, der Hof, der Gutshof — er gehört zur froh-ernsten Landschaft der Mark wie die Kiefern vor den blauglänzenden Flächen der Seen. Sein Gesicht — darf ich sagen, sein Antlitz — ist vornehm, ist schlicht, verrät Liebe zur Kultur im Adel der Linien, zeugt andererseits aber auch von praktischem Sinn, von wie selbstverständlichem Wissen darum, wie ein ordentlicher Hof beschaffen sein muß, wie Herrenhaus, Stallungen und Wirtschaftsgebäude zweckvoll einander zugeordnet sein müssen.

Hier ist der beherrschende Grundsatz: zweckvolle Ordnung gestattet keine Verspieltheit in der Äußerung kulturellen Empfindens! Man ist maßvoll, weil einem alles andere übertrieben, überspannt erscheinen würde; man ist praktisch, handfest, weil Kargheit des Bodens und ans Calvinistische erinnernder Wirklichkeitssinn dies gebieten.

Das Reich der Gutsherrin ist im Verhältnis kaum größer als das der schlesischen Bäuerin, und die Base aus Österreich ist in ihrer Ahnungslosigkeit von den praktischen Dingen des Lebens amüsant, aber für „uns“ unbrauchbar. Der frühe Sonntagvormittag überrascht den jungen Wochenendler aus dem nahen Berlin auch noch im Jahre 1937 durch geschäftiges Scheppern blitzender Kannen in den Gevierten der Gutshöfe um Treuenbrietzen, Niederbarnim und Brandenburg. Wie eh und je!

Hat sich mit solcher Betrachtungsweise ein undisziplinierter, etwa aus den Rheinlanden stammender Erzähler gar unziemlich weit vom Thema entfernt? Ich glaube: nein! Er hat den Leser nur auf einem kleinen, zugegebenermaßen ein wenig ungewöhnlichen Wege an den Mittelpunkt einer Landschaft, eines Staates, einer politischen Haltung, an das Faktum Preußen — Berlin — schlechthin geführt.

Berlin — so sagte ich vorhin — ist Ausdruck, Form, gestaltgewordenes Preußen, dessen historischer Kern nicht nur, sondern zu des-



Märkische Landschaft

sen Grundlage staatspolitischer Gesittung die Mark und Brandenburg geworden sind.

Die keineswegs düstere Kargheit, vielmehr helle, nichts verbergende Klarheit der Landschaft spiegelt sich in der selbstverständlichen Sachlichkeit alles Monumentalen auch in Berlin selbst — des echten, versteht sich, wozu Dom und Gedächtniskirche wohl nicht unbedingt zählen. Aber ist es nicht typisch, daß man kaum ernstlich über diese beiden Ausreißer hinwegkommt? Und zum anderen: die großen wie kleinen Unternehmungen gleichen auf erstaunliche Weise in ihrer Gliederung den baumbeschatteten Gutshöfen draußen vor den Toren der Stadt: sie — diese Unternehmen — sind zweckvoll in ihrer äußeren wie inneren Gestaltung, dabei fantasie reich, jedoch ohne peinliches Beiwerk — in der Architektur Arabeske, im Wirtschaftsleben je nach Geschmack Repräsentanten oder Honoratioren genannt. Man packt mit an, hat seinen Griff am Rad. Einstmals ertrug man dafür — nicht selten mit Selbstironie — die Erhebung in den persönlichen Adel. Heute betrachtet man gönnerhaft, was künstlerische Fantasie aus der mit Hoch- und Gleichmut ertragenen Zeit herüber zu retten wußte, in der die Frauen Steine putzten, Leichen bargen, in schäbiger Hosen-Uniform

„auf Marken“ schufteten, kurzum — Trümmerfrauen waren.

Selten in der Geschichte dieser Stadt haben sich kühler Wirklichkeitssinn und stets bewahrter, nunmehr freilich ein wenig grimmig gewordener Humor so prachtvoll bewährt. Die Bewohner dieser Inselstadt in einem „roten Meer“ zeigen einer ganzen Welt etwas Unerwartetes und Verblüffendes: eine von jeglicher Pose freie und dadurch große Haltung. Sie ist ungezwungen, ganz ursprünglich und selbstverständlich. Sie ist im besten Sinne des Wortes preußisch.

Welch' Ironie der hohen Politik: Preußen, das Jahrhunderte lang der Geschichte Europas seinen Stempel aufgedrückt hatte, und dies beileibe nicht vornehmlich auf Grund kriegerischer Aktionen, Preußen, das mit unvermindertem Gewicht Kernstück des deutschen Reiches geworden war, dieses Preußen verschwindet auf einen Wink der Siegermächte aus allen Atlanten der Welt. Preußischem Ungeist gilt der Kampf und zur gleichen Zeit trägt vor den bewundernden Augen der Menschen eine Erziehung ihre schönsten Früchte, die unter den Geboten der Ordnung, der Disziplin, der Härte gegen sich selbst steht, die ganz und gar preußisch ist!

Und es vollzieht sich etwas Ungewöhnliches: die Haltung Berlins wird beispielhaft, das „Trotzdem“ wird zur bewußten oder auch unbewußten These eines ganzen Volkes, dessen Schicksalswege im Westen kaum weniger ungewiß und grau verlaufen sind als in Berlin.

Dieser vielgeschmähte, vielverachtete und verhaßte preußische Geist, der immer dann in unserer Geschichte am stärksten war, wenn wir politisch am Boden lagen, er erweist sich einmal mehr als groß und segensreich für unser Volk. Beglückend und erstmalig zeigt sich in diesen vergangenen Jahren unseres gemeinsamen Nachkriegsschicksals, daß der Prozeß des Zusammenwachsens von Nord und Süd, Ost und West unvergleichlich größere Fortschritte gemacht hat als noch in den wirrenreichen Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Daran ändern auch jene Mißtöne nichts, die eine Schar Ewig-Gestriger glaubte beisteuern zu müssen. Sollte am Ende hier eine Lösung des vielzitierten, ominösen deutschen Wunders gefunden sein?

Was lag denn eigentlich näher, als daß der aus der Kargheit der Landschaft und dem



Buckow in der Märkischen Schweiz

nüchternen Wirklichkeitssinn ihrer Bewohner gewordene preußische Geist sich einem so arm, so grenzenlos arm gewordenen Restdeutschland als die schlechthin allein mögliche Reaktion aufgedrängt hätte?

Wo wenig oder nichts nach einem so unheilvollen Abenteuer verblieb, konnte es, wie zur Zeit Friedrichs des Großen, nur eine Lösung geben: die Arbeit. Nun, solche stärkende Besinnung auf Geschichte und Tradition sollte erst recht Veranlassung sein, auf zwei gefährvolle Entwicklungen zu verweisen, denen wir alltäglich mit Sorge und Wehmut begegnen.

Dies die eine: wer mit jungen Menschen spricht, muß zutiefst erschrecken vor der Beziehungslosigkeit, die ihr zu unserem Osten, ja selbst zu Berlin eigen ist. Das deutsche Schlesien, Ostpreußen, die Seenlandschaft Mecklenburgs, das Königsberg Kants, die bezaubernden Wälder um Lötzen, die wogenden Felder vor den Toren von Insterburg, Danzigs herbe Schönheit, die Marienburg, Oberschlesiens rauchende Industrielandchaft, Rübezahls Reich — alles das sind bestenfalls Begriffe oder Vorstellungen, deren Kenntnis man fotografischen Bildwerken verdankt.

Preußen hat in der Vorstellung der Jugend etwas mit Kommiß zu tun, und Berlin war die Hauptstadt des Deutschen Reiches, das es ja nun mal nicht mehr gibt. Hier erwächst uns allen eine brennende Aufgabe. Sie zu vernachlässigen, wäre Preisgabe unseres ge-

schichtlichen und staatlichen Bewußtseins. Wir können dieses unser ureigenstes Anliegen gar nicht ernst genug nehmen.

Und dann die andere Gefahr: es hat nie zu den besonderen Vorzügen von uns Deutschen gehört, im Auftreten Schlichtheit und ruhige Zurückhaltung zu zeigen, wie dies z. B. eine hervorragende Charaktereigenschaft der Angelsachsen ist. Es mehren sich — scheint mir — bedenklich die Anzeichen, daß wir aus Stürmen und Not der jüngsten Vergangenheit nicht viel gelernt haben. Wir finden unsere eigenen Leistungen und Erfolge gar großartig und beispielhaft. „Wer hätte das gedacht!“ — stellen wir beifällig fest bei der Flut lackglänzender Wagen, der Fülle, die Köstlichkeiten der Welt anpreisen der Läden oder auch bei dem etwas aufdringlichen Optimismus dividendenkündender Gesellschaftsberichte.

Natürlich dürfen und sollen wir sogar mit Dankbarkeit den Weg aus dem Dunkel des Jahres 1945 zurückverfolgen. Zu Arroganz und Angeberei, Lautheit und stolz-geschwollener Brust fehlt aber doch jeglicher Anlaß. Millionen Flüchtlinge und Rentner darben noch in großer und echter Not, Millionen Tränen von Müttern und Frauen sind nicht getrocknet, fast 18 Millionen Deutsche leben in Knechtschaft, zahllose Männer harren in atembeklemmender Ungewißheit auf Freiheit.

Was sind demgegenüber ein paar glanzvolle Fassaden und elegante Limousinen?

Das echte Preußen blieb auch in seinen



Schloß Küstrin in der Neumark

großen Zeiten schlicht und voll echter Disziplin. Berlin ist uns auch darin Vorbild geblieben. Es ist ermutigend und beglückend zugleich, seine Straßen zu durchfahren. Alles atmet sparsame und kraftvolle Verhaltenseinstellung, Ernst und Wissen um die größere Verantwortung. Und immer schwebt über dem Ganzen das Beste, das der Herrgott offensichtlich höchst eigenhändig jedem Berliner in die Wiege zu legen pflegt: ein gehöriger Schuß köstlichen Humors.

Lassen Sie mich schließen, womit ich begann: einem persönlichen Erlebnis.

Als ich anläßlich meines ersten Besuches in Berlin mit der Taxe vom Flughafen zum Hotel fuhr, bat ich den Fahrer, einen Umweg zu machen, um gleich beim ersten Wiedersehen einen, wenn auch nur oberflächlichen Eindruck zu bekommen. Als wir auf dieser Fahrt beim völlig zerstörten Diplomatenviertel den Tiergarten erreichten, bot sich dieser als kahle Fläche, in der wenige schwächliche Bäumchen das Trostlose wohl noch unterstrichen.

Mir entschlüpfte eine Bemerkung, die dem Ausdruck gab. Da lächelte der Alte neben mir, warf einen zärtlichen Blick auf die kahle Fläche und dann einen ebensolchen auf mich, dem er wohl die innere Bewegtheit anmerkte, und meinte begütigend:

Na wat denn; et jrünt doch schon wieder man so'n bis'ken.

Helfen wir durch die Tat, aber nicht minder durch die Haltung, daß das Grünen nicht aufhört — wir schulden sie Berlin als unseren Dank.

Blick auf den Zechliner See in der Uckermark



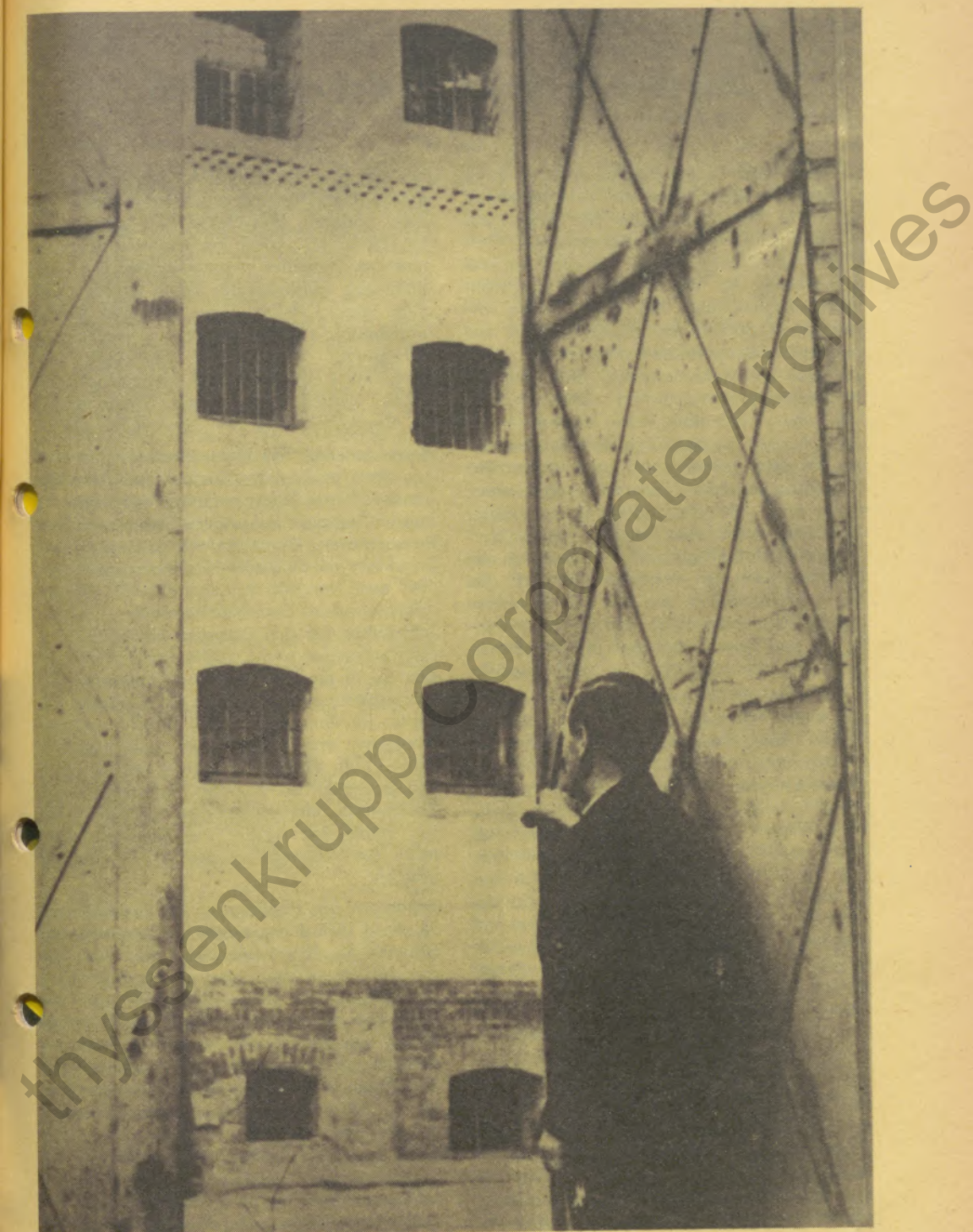


Das
ist die
Freiheit
in der
Ostzone

entweder

oder





Das Tor zum Westen hat sich geschlossen

Sie haben sich doch wohl nicht in Ihrer sonntäglichen Ruhe stören lassen, liebe Kollegen, als am 13. August die ersten Meldungen aus Berlin durch alle Lautsprecher drangen? Vielleicht – vielleicht sage ich – wurden Sie erst aufmerksam, als die Radio- und Fernsehstationen nicht mehr die im Programm vorgesehenen Sendungen brachten. Oder war es etwa bei Ihnen anders? Was interessieren Sie auch die Menschen, die „drüben“ wohnen, solange Sie sich noch sattessen können, eine komfortable Wohnung haben und einen eigenen Wagen fahren? Außerdem hätten die jetzt gänzlich von uns getrennten Deutschen ja schon früher fliehen können, wenn ihnen die Regierung nicht zusagte! Oder haben SIE etwa nicht so oder ähnlich gedacht und gehandelt? Einen Teil der Kollegen kann ich verstehen, nämlich die, die schlafwandelnd an der Hand eines FDGB-Funktionärs durch den glorreichen Arbeiter- und Bauernstaat, der „größten Errungenschaft des deutschen Volkes“ wandeln.

Zur Zeit der Blüte des Römischen Imperiums sagte ein bekannter Dichter beim Anblick Roms: „Rom, Rom, du bist die Welt.“ Der Altbürgermeister Roms sagte beim Kommunalen Weltkongreß 1959 in Berlin: „Berlin, du bist Schicksal, Sorge und Hoffnung der freien Welt.“ Nach dem gut vorbereiteten Schlag der Marionetten des Kremls in Pankow am 13. August wurde Berlin auch zum Schicksal der deutschen Brüder jenseits der Zonengrenze: Das Tor zum Westen hat sich geschlossen. Gleichzeitig damit aber wurde Berlin das Spiegelbild der Situation unseres ganzen Vaterlandes. Da ich vor einigen Monaten in Berlin war, um mich von den Problemen der Stadt zu überzeugen und mich mit ihnen auseinanderzusetzen, möchte ich nachfolgend die Berliner Situation skizzieren, die ja für ganz Deutschland charakteristisch ist.

Für den Fall der militärischen Eroberung und Besetzung ganz Deutschlands war schon am 12. September 1944 in London ein Protokoll der alliierten „Europäischen Beratenden Kommission“ unterzeichnet und später von

den Regierungen der USA, Großbritanniens und der UdSSR genehmigt worden, nach dem unter anderem das Gebiet von „Groß-Berlin“ zunächst in drei Teile geteilt und gemeinsam verwaltet werden sollte. Die Vereinbarung wurde später dahin ergänzt, daß auch Frankreich an einer alliierten Regierungsbehörde und an der „gemeinsamen Verwaltung Groß-Berlins“ beteiligt sein sollte. Für Deutschland wurde danach der alliierte Kontrollrat eingesetzt. Berlin erhielt als Sonderregelung den Viermächte-Status.

Unter Aufsicht des Kontrollrates sollte eine aus den vier Berliner Kommandanten bestehende alliierte Kommandantur das ebenfalls in vier Sektoren aufgeteilte Gebiet von Berlin verwalten. Durch Befehl Nr. 1 Marschall Schukows wurde Berlin-Karlshorst am 9. Juni 1945 auch der Sitz der Sowjetischen Militäradministration. Eine Konferenz der Oberbefehlshaber der drei Besatzungsmächte USA, Großbritannien und UdSSR am 29. Juni 1945 bestimmte die Stärke der westalliierten Besatzungstruppen und ihren Einzugsstermin in Berlin für den 1. bis 4. Juli 1945. Auf dieser Konferenz wurde vereinbart, „daß aller Verkehr – Luft, Straße, Schiene – frei sein soll von Grenzkontrollen oder Kontrollen durch Zollbeamte oder militärische Behörden. Mit der ersten Sitzung der vier Kommandanten hatte die Viermächteverwaltung Berlins begonnen.

Schon vor der Kapitulation Berlins hatte am 28. April 1945 der sowjetische Generaloberst Bersarin als Bevollmächtigter des Kommandos der Roten Armee und als Stadtkommandant die oberste Gewalt in Berlin übernommen. Von der sowjetischen Zentralkommandantur wurden Bezirks- und Revierkommandanturen eingesetzt. Die mit Genehmigung der Roten Armee als Selbstverwaltungsorgane gebildeten Volkskomitees begannen mit der Errichtung eines Systems von Straßen-, Block- und Hausvertrauensleuten, die bei der Durchführung der Kommandanturbefehle und Verordnungen der deutschen Verwaltungsstellen mitwirken sollten. Während

der Monate Mai und Juni 1945, in denen die Sowjets die alleinige Macht in Berlin innehatten, war schon eines ganz deutlich geworden: es ging der östlichen Besatzungsmacht nicht um eine Demokratisierung des öffentlichen und privaten Lebens nach den herkömmlichen westlichen Begriffen, sondern um die Durchdringung aller Sphären des Daseins mit der kommunistischen Ideologie und um die endliche Eingemeindung ganz Berlins in das jeder sowjetischen Willkür preisgegebene Gebiet der Sowjetzone. Zu spät merkten die Westmächte, daß die Sowjets eine ganz andere Sprache als sie selbst sprachen, daß bisher eindeutige Begriffe wie Demokratie, Freiheit, Volkssouveränität für die Sowjets etwas ganz anderes bedeuteten als für den Westen. Zu spät auch fiel es den westlichen Alliierten auf, daß Abkommen und Verträge für die Sowjets nur Mittel sind, um ihren Machtbereich auszudehnen, und daß solche auf Vertrauen gegründeten Vereinbarungen nur so lange von Moskau eingehalten werden, wie es den dortigen Machthabern dienlich erscheint.

Blockade

Alle politischen Irrtümer und Versäumnisse, die in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren gemacht wurden, schlugen sich zunächst auf dramatische Weise in Berlin nieder.

Die Berliner hatten und haben sich immer zuerst mit den tatsächlichen Gegebenheiten auseinanderzusetzen, und die erste große Probe für die demokratische Widerstandskraft kam am 23. Juni 1948, als die Sowjets die totale Blockade der Berliner Westsektoren begannen. Die Blockade war die Antwort auf die Weigerung der Westmächte, die sowjetzonale Währungsreform zu übernehmen und damit die Ostmark auch in den Westsektoren als gesetzliches Zahlungsmittel einzuführen. Die zwei Tage später von den drei Westmächten errichtete Luftbrücke ermöglichte der Bevölkerung und der alliierten Besatzung das Leben auf der Insel Berlin für fast ein ganzes Jahr. Am 12. Mai 1949 wurde die erfolglose Blockade gegen Westberlin aufgehoben. Der Wille der Westmächte hatte sich mit der Entschlossenheit der westberliner Bevölkerung vereint, wenigstens den drei Westsektoren die Freiheit zu erhalten. Die Blockade war für den Kreml ein Fehl-

schlag. Es kam zum zweiten deutlichen Beispiel für das sowjetkommunistische Interesse an einer „Normalisierung“ der Situation in Berlin, wie man schon damals neue Schikanen, neue Widernatürlichkeiten umschrieb.

Die politische Spaltung Berlins wurde am 30. November 1948 nach der gewaltsamen Vertreibung des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung aus dem Stadthaus im Sowjetsektor und der Einsetzung eines kommunistischen Magistrats in Ostberlin erzwungen. Rollkommandos waren mit LKW vor das Stadthaus gebracht worden und gewaltsam in das Gebäude eingedrungen.

Diese kommunistischen Praktiken weisen auf die Gefahren hin, denen ein wehrloses, von einem totalitären Staat umgebenes Gebiet ausgesetzt ist.

Barrieren, Stacheldraht, abgesperrte Straßen mit Gräben und Betonhindernissen, Wachposten mit Maschinenpistolen, Schnüffeleien durch Angestellte des sowjetzonalen Amtes für Zoll und Kontrolle des Warenverkehrs — alle diese Mittel zur Zerstörung der Einheit der Stadt gehörten von nun an zum Alltag der Berliner.

Die Einführung der DM-Ost in der Sowjetzone und im Sowjetsektor von Berlin am 23. Juni 1948 sowie der DM-West einen Tag später in Westberlin brachte für die Berliner eine doppelte Währung mit unterschiedlicher Kaufkraft. In Westberlin konnte die Lebensmittelrationierung schon am 1. Oktober 1949 aufgehoben werden, während in Ostberlin die Lebensmittelkarten bis zum Mai 1958 bestehen blieben. Alle Waren werden dort nur an Bewohner der Sowjetzone und Ostberlins gegen Vorlage des Personalausweises verkauft.

Die gemeinsame Strom-, Wasser- und Gasversorgung hörte auf zu bestehen. Straßenbahn und Omnibus endeten seither an der Zonengrenze. Ab 13. August 1961 ist auch der Verkehr von U-Bahn und S-Bahn an der Sektorengrenze unterbrochen.

In Westberlin gelten Tarife und Postwertzeichen der Deutschen Bundespost, in Ostberlin die der Deutschen Post der Sowjetzone. Die Postverbindung innerhalb Berlins und mit der Sowjetzone wird durch gegenseitigen Austausch der Sendungen an einer bestimmten Stelle der Sektorengrenze aufrechterhalten. Seit dem 27. Mai 1952 ist der Fern-

sprechverkehr zwischen West- und Ostberlin von der Ostberliner Post unterbrochen.

Im Jahre 1957 arbeiteten 14 700 Westberliner in Ostberlin und 41 200 Ostberliner und Bewohner der Zonenrandgebiete in Westberlin. Der in Jahrhunderten langsam gewachsene Stadtkörper wurde durch die Kommunisten an zahllosen Stellen verstümmelt, das natürliche Gewebe privater, politischer, wirtschaftlicher, kultureller Beziehungen und Verflechtungen gewaltsam zerrissen.

Für jeden halbwegs vernünftigen Menschen ist es eine ausgemachte Sache, daß diese Zustände schon seit langem unhaltbar sind, nicht nur für die Berliner, die unmittelbar darunter leiden müssen, sondern für ganz Deutschland, für die ganze zivilisierte Welt, die die Berliner Situation als grimmigen und mit Sprengstoff geladenen Widersinn empfinden.

Der Westen hat mehrere Versuche unternommen, um, wenn schon nicht in ganz Deutschland, so doch wenigstens in Berlin zu vernünftigen Verhältnissen zu kommen. Alle diese Bemühungen sind an der vom ideologischen Dogma geleiteten Verhinderungspolitik der Sowjets und ihrer deutschen Gefolgschaft in Pankow gescheitert, für die Normalisierung gleichbedeutend mit Unterwerfung unter ihre Absichten ist. Berlin wurde zum Modell für den widernatürlichen und gefährlichen Weg, den die sowjetische Politik in Mitteleuropa beschreitet.

Neue Formel: Freie Stadt

Mit Noten vom 27. November 1958 an die drei Westmächte und die Bundesrepublik unternahmen die Sowjets einen neuen Vorstoß, um die absurden Verhältnisse in Berlin in ihrem Sinne zu „normalisieren“! Die neue Formel hieß „Freie Stadt Berlin“, genauer „Freie Stadt Westberlin“; denn alles, was die Sowjets nun vorschlugen, bezog sich auf die drei Westsektoren und ließ die kommunistischen Verhältnisse im Ostsektor, den sie „Demokratischen Sektor“ nennen, völlig unberührt. Diese neue diplomatische Initiative, die aus der Existenz von Westberlin künstlich eine Gefährdung des Weltfriedens konstruierte, führte dann 1959 zur Genfer Außenministerkonferenz. Damals forderten die Sowjets unter anderem die Aufhebung des Besatzungsstatutes, d. h. den Abzug aller westlichen Truppen aus Berlin und die Einstellung jeglicher „feindlichen Wühlätigkeit ge-

gen die DDR oder einen beliebigen anderen Staat“ von Westberlin aus. Die Freiheit der Zufahrtswege von und nach Berlin wollte die Sowjetunion dann garantieren und sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten der von „beiden Teilen Deutschlands“ völlig unabhängigen, als drittes Staatsgebilde auf deutschem Territorium gedachten „Freien Stadt Berlin“ enthalten. Das alles sollte innerhalb von sechs Monaten geschehen, andernfalls sich die Sowjetunion gezwungen sähe, mit der Regierung der „DDR“ einen separaten Friedensvertrag abzuschließen und alle von ihr in bezug auf Berlin ausgeübten Rechte der „DDR“ zu übertragen. Inzwischen ist von vielen Seiten betont worden, daß diese sowjetischen Forderungen auf die allmähliche Einbeziehung Westberlins in das Staats- und Wirtschaftsgefüge der „DDR“ und auf eine Verhärtung der deutschen Spaltung hinauslaufen.

Es war klar, daß die Westmächte niemals unter dem Druck eines Ultimatums mit der Sowjetunion irgendwelche Themen erörtern würden. Nachdem die Sowjets dies begriffen hatten und das Ultimatum fallen ließen, trat im Mai 1959 in Genf eine Konferenz der Außenminister der vier Großmächte unter Beteiligung je einer „deutschen Beratungsdelegation“ aus der Bundesrepublik und aus der „DDR“ zusammen. Aus den mühsamen und weitschweifigen Debatten schälten sich sehr rasch die Kernprobleme heraus. Schon in der sowjetischen Note vom 27. November 1958 hieß es: „Die richtigste und natürlichste Lösung der Berlinfrage wäre natürlich die Wiedervereinigung des westlichen Teils Berlins, der heute faktisch von der DDR losgelöst ist, mit dem östlichen Teil, wodurch Berlin zu einer vereinigten Stadt im Bestande des Staates würde, auf dessen Gebiet sie sich befindet“.

Der Sowjetunion ist an einer wirklichen Verbesserung der Lage in Berlin, die geeignet wäre, das Los der zweieinhalb Millionen Westberliner hinsichtlich ihrer Bewegungsfreiheit zu erleichtern, nichts gelegen. Sie verfolgt unbeirrbar die Absicht, die Westmächte aus Berlin herauszudrängen, um ihren Machtbereich abzurunden und hermetisch zu schließen. Der Schlüssel der Meinungsverschiedenheiten zwischen West und Ost über Berlin lag deshalb in Genf auch weniger in den konkreten Punkten, die die Außenmini-

ster erörtern, als in der grundlegenden Frage, ob die Westberliner frei bleiben sollen oder nicht. Gromyko hat in Genf ganz klar gesagt, das Ziel seiner Regierung sei es, den Besatzungsstatus Westberlins zu beenden, einerlei, ob die Wiedervereinigung stattgefunden hat oder nicht. Die Westmächte halten jedoch daran fest, daß die Aufhebung des Besatzungsstatuts nur als Folge der Wiedervereinigung ganz Deutschlands möglich ist. Der amerikanische Außenminister Herter erklärte am 5. August 1959 in Genf: Wir sind entschlossen, hinreichende westliche Streitkräfte in Berlin zu belassen, solange es von den Menschen in Westberlin gewünscht werden und für ihren Schutz wesentlich sind.

Tatsächlich kann Westberlin unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen in Deutschland und Europa seine Freiheit nur wahren, wenn die westlichen Alliierten ihre Garnisonen in der Stadt belassen als ein Symbol dafür, daß sie sich nach wie vor der Freiheit Westberlins verpflichtet wissen. Solange die Rote Armee und ihre sowjetzonalen Hilfstruppen Berlin umklammern, solange Deutschland geteilt ist, gibt es keine andere Garantie für die Freiheit Westberlins als die Anwesenheit der Soldaten der Westmächte. Dabei ist es völlig klar, daß die unnatürlichen Zustände dringend einer Änderung, einer wirklichen Normalisierung bedürfen. Bisher wurde die Situation aber nur noch weit unerträglicher. Die mit Spannung erwartete Gipfelkonferenz der „Großen Vier“ am 16. Mai 1960 in Paris wurde durch Chruschtschow zum Scheitern gebracht, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Damit verschoben sich die ohnehin bescheidenen Hoffnungen auf eine Normalisierung der Berliner Situation wiederum auf unbestimmte Zeit. Durch ständig anhaltende und sich steigende Drohungen der Sowjetunion und der „DDR“ war der Flüchtlingsstrom aus der Zone nach Westberlin in den letzten Wochen und Monaten emporgeschnellt. Die Zahl der sich im Flüchtlingsdurchgangslager Marienfelde meldenden Personen übertraf teilweise die Zahl der im Frühjahr und Sommer 1953 Geflüchteten.

Dann folgte über Nacht die zu erwartende Reaktion der Zonenmachthaber. In den ersten grauen Morgenstunden des 13. August 1961 waren „Volkspolizisten“ und Angehörige der „Nationalen Volksarmee“ sowie einzelne

Mitglieder der „Betriebskampfgruppen“ fieberhaft damit beschäftigt, ein Überschreiten der Sektorengrenze unmöglich zu machen. Betonpfosten wurden in die Erde gerammt, Straßen wurden aufgerissen, Stacheldraht wurde ausgerollt. In den letzten Tagen schließlich wurde das Bild eines riesigen Konzentrationslagers durch Errichtung von Mauern an der Sektorengrenze perfekt. Nur noch sechs Übergänge zwischen den beiden Teilen der Stadt sind zu passieren. Bis an die Zähne bewaffnete Offiziere der „Volksarmee“ bewachen diese Löcher in der sonst undurchdringlichen Grenze. So ist die Situation in dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe. Wie wird sie in einigen Tagen sein?

Wir sind in Gefahr

Wir sind freie Menschen in einem freien Land. Wissen wir überhaupt noch, was es bedeutet, ein freier Mensch zu sein? Die Freiheit gehört zu jenen heiligen Gütern, deren Bedeutung man erst richtig ermessen kann, wenn man sie verloren hat. Freiheit heißt, bei aller Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft, die menschliche Würde zu bewahren, bei aller Ordnung ein Privatleben zu besitzen, in das niemand ohne unsere Zustimmung eindringen kann.

Die Menschen jenseits der Zonengrenze haben diese Freiheit nun vollends verloren. Sie sind versklavte und eingesperrte Deutsche. Schade, daß nicht DEINE Mutter unter diesen Menschen ist, vielleicht zeigtest DU dann mehr Anteilnahme. Wie können wir uns wundern, daß die Weltöffentlichkeit schweigt, wenn nicht einmal wir protestieren?? Ich rufe nicht zu unüberlegten Affekthandlungen auf, durch die den Propagandisten Mitteldeutschlands neue Mittel in die Hand gegeben würden. Gut überlegt sollten wir in dieser Situation denken und handeln. Wir müssen uns dagegen schützen, daß uns die lange Dauer bolschewistischer Bedrohung gleichgültig macht gegen ihre Opfer. Wir können und dürfen nicht länger leugnen, daß sich alle Deutschen in größter akuter Gefahr befinden.

Wir müssen endlich damit beginnen, unseren Brüdern und Schwestern jenseits der Zonengrenze zu beweisen, daß wir sie noch nicht vergessen haben.

Karl-Heinz Schmitz

**wir
haben
nun
gesehen**

*was von der friedenspolitik des ostens zu halten ist -
unsere landsleute jenseits des eisernen vorhangs
müssen es am eigenen leibe spüren -
agenten und ihre helfer aus unseren eigenen reihen
werden nicht nachlassen uns zu beeinflussen*

**wir
sollten
es
besser
wissen**

licher, also quarzfreier Stoffe. Sie können versichert sein, daß Ihr Werk in dieser Richtung keine Anstrengung scheut.

Glüh-Öfen z. B. müssen aber nun einmal mit Schamottesteinen ausgemauert werden und beim Abbruch ist es technisch einfach nicht möglich, den abfallenden Quarzstaub restlos aufzusaugen. Um dennoch Ihre Gesundheit verlässlich gegen die Silikosegefahr abzusichern, bleibt nichts anderes übrig, als die natürliche Filterwirkung der Nase durch ein künstliches Filter, und zwar durch eine Feinstaubmaske, zu unterstützen. An Stelle einer Feinstaubmaske kann auch ein Frischluftgerät eingesetzt werden. Der Maskenträger bezieht dann seine erforderliche Atemluft meist aus dem Preßluftnetz.

Auf die Einzelheiten, die für den Gebrauch von Feinstaubmasken bedeutend sind, kann ich wiederum nicht eingehen. Ein warnendes Wort muß ich aber noch den Mundschwämmen widmen, die von manchem Ihrer Kollegen als Schutzmittel gegen Feinstaub angesehen werden. Das ist ein grundsätzlicher Irrtum, lieber Leser. In den Poren und Öffnungen von Mundschwämmen wird wohl bis zu einem gewissen Grad der Grobstaub zurückgehalten, nicht aber die Feinstaubbestandteile! Und diese sind es doch gerade, wie ich Ihnen darlegte, die die Silikose hervorrufen! Deshalb:

Das Tragen von Mundschwämmen ist Selbstbetrug, nur die Feinstaubmaske bietet echten Schutz!

Der Sicherheitsingenieur

THOEREN - RYKERS: Der Weg zum Meister, die allgemeinkundlichen Stoffe für die Gesellen-, Facharbeiter- und Meisterprüfungen, 192 Seiten, 4,60 DM, Dümmlers Verlag, Bonn

DÜMMLERS FACHBUCHEREI erfreut sich wachsender Verbreitung und brachte es auf über 830 000 Auflage. Der grundlegende Band von THOEREN-RYKERS für die Gesellen-, Facharbeiter- und Meisterprüfungen, für die in der Ausbildung Stehenden aller Berufsgruppen liegt jetzt bereits in 4. Auflage vor. In übersichtlicher Darstellung enthält THOEREN-RYKERS alles, was der zukünftige Geselle, Facharbeiter und Meister an allgemeinkundlichem Wissen braucht: Aufbau und Geschichte des Handwerks, Bürgerliches Recht, Verfahrensrecht, Arbeitsrecht, Sozialversicherungen, Zahlungs- und Kreditverkehr, Steuern und Staatsbürgerkunde, und zwar auf den jüngsten Stand gebracht. Dabei wurden auch neu gestaltet der Abschnitt über Sozialversicherungen unter Berücksichtigung der Rentenreform und der Abschnitt über die Steuern. Auf mehrfachen Wunsch ist nun auch ein Abschnitt über die Grundlagen der Kalkulation und Grundsätzliches zur Buchführung eingefügt. Das ausführliche Sachverzeichnis wurde erweitert und erschließt noch besser den reichen Inhalt des THOEREN-RYKERS. Alles in allem: ein guter „Weg zum Meister“.

Ausbildung zum Gießereitechniker

Unter der Trägerschaft des Vereins „Unsere Duisburger Hüttenschule“ soll mit Beginn des Winter-Semesters 1961/62 (Anfang Oktober d. J.) ein Gießereitechniker-Lehrgang nach den vom Fachausschuß Berufsausbildung des VDG erstellten Richtlinien im Gebäude der Staatlichen Ingenieurschule in Duisburg durchgeführt werden.

Ausbildungsziel

Die Ausbildung soll die notwendigen Fertigkeiten und Kenntnisse vermitteln, um in der Arbeitsvorbereitung, der Fertigung, der Qualitätskontrolle sowie in Verwaltung und Vertrieb wichtige technische Aufgaben übernehmen zu können.

Voraussetzung für die Zulassung

Für die Aufnahme in das 1. Semester ist die Facharbeiterprüfung als Former, Modelltischler oder Modellschlosser und eine dreijährige Praxis nachzuweisen.

Bewerber artverwandter Berufe müssen zu ihrer Lehre eine einschlägige dreijährige Praxis nachweisen – davon mindestens zwei Jahre in der Gießerei.

In Ausnahmefällen kann die Schulleitung auch Studienbewerber ohne abgeschlossene Lehre zulassen, wenn diese eine einschlägige Tätigkeit von angemessener Dauer in einem Gießereibetrieb nachweisen können. Dem Bewerber sollen alle wesentlichen Arbeiten in den verschiedenen Gießerei-Abteilungen, wie Formerei, Schmelzbetrieb, Sandaufbereitung, Putzerei und Warmbehandlungsbetrieb vertraut sein. Darüber hinaus ist eine mehrwöchige Tätigkeit in der Werkstoffprüfung, dem Modellbau, der Arbeitsvorbereitung und in einem Instandhaltungsbetrieb dringend erwünscht.

Ausbildungsdauer

Die Ausbildung umfaßt insgesamt 3 Semester Tagesunterricht mit je 36 Wochenstunden.

Ausbildungskosten

Das Schulgeld beträgt je Halbjahr 500 DM.

Prüfung

Die Gießereitechniker-Ausbildung schließt am Ende des 3. Halbjahres mit einer staatlich anerkannten Prüfung ab, über deren Bestehen dem Teilnehmer ein Zeugnis ausgehändigt wird.

Anmeldungen und Anfragen an:

Unsere Duisburger Hüttenschule, e. V., Duisburg, Bismarckstraße 81.

Handlungsvollmacht erteilt

Herrn Helmut Abstoß, Einkauf, ist Handlungsvollmacht erteilt worden. Er ist berechtigt, rechtsverbindliche Unterschrift zu leisten entweder gemeinschaftlich mit einem Prokuristen oder mit einem der persönlich haftenden Gesellschafter.

Ergänzung des Maschinenparks

Im Maschinensaal 1, Bökerbau, ist eine neue Flächenschleifmaschine aufgestellt worden, die ab sofort das Planschleifen von Formkästen (auch aus Papenberg), Brechbacken, Schlagleisten und anderen Stücken übernimmt. Das mühselige Überschleifen solcher Stücke von Hand, das bisher in der Putzerei durchgeführt wurde, entfällt nun. Die Flächenschleifmaschine stellt eine wertvolle Ergänzung unseres Maschinenparks dar.

Zu wenig Entlüftungsmöglichkeiten

In der Schmelzerei Stachelhausen wird über den Mangel an Entlüftungsmöglichkeiten geklagt. Vor allem können der Qualm, die Dämpfe und Abgase beim Teeren und Abgießen der Kokillen und beim Brennen von Blöcken in der Blockgießhalle nicht abziehen. — Ebenso wird der Karbidstaub, der aus der Ladehalle der Werksbahn durch die Tür zur Schrottbunkerhalle hineinzieht als arge Belästigung empfunden.

In einem Arbeitsgang zu bohren

In diesen Tagen sind die Einzelteile einer neuen 12-Spindel-Bohrmaschine für die Mechanischen Werkstätten Stachelhausen eingetroffen. Auf dieser werden die Bremstrommellöcher in einem Arbeitsgang gebohrt. Diese Maschine wird uns in die Lage versetzen, unser gesamtes Radsternprogramm für die Automobilindustrie auszuweiten, so daß wir auch hier den Anforderungen des Marktes gerecht werden können.

Spielzeit der Volksbühne beginnt

Am Samstag, dem 30. September, beginnt der Kulturring Volksbühne Remscheid seine Spielzeit mit der Aufführung von „Viel Lärm um nichts“ mit W. Quadflieg. Des weiteren sind vorgesehen: „Petsy“, eine amerikanische Komödie oder „Fidelio“, „Der Fall Winslow“ mit D. Borsche und R. Deltgen, die Oper „Der schwarze Peter“, von Schiller „Der Pa-

rasit“, „Der Rosenkavalier“, das Schauspiel „Alle Kinder Gottes haben Flügel“ oder „Götz von Berlichingen“, die Operette „Die Blume von Hawai“ und andere Bühnenstücke. Änderungen sind möglich. — Alle Werksangehörigen, die Volksbühnenmitglieder werden wollen, werden gebeten, sich möglichst bald im Sozialamt zu melden, damit sie in den Genuß des gesamten Abonnements kommen.

Neuer Kran in Stachelhausen

Im Schiff 2/3 der Formerei Stachelhausen wurde in den letzten Wochen ein neuer 10-t-Kran montiert, der am 1. September zum Einsatz gekommen ist. Die bislang vorhandenen zwei 15-t-Kräne waren dem erweiterten Arbeitsprogramm der Klein- und Mittelhandformerei nicht mehr gewachsen, so daß besonders während des Gießens immer wieder Wartezeiten entstanden sind. Künftig wird dieser Engpaß beseitigt sein.

Die Schutzkappe schützt

Seit Einführung der Schutzkappen sind zehn Werksangehörige vor Kopfverletzungen bewahrt worden. In Stachelhausen zum Beispiel brach ein Haltebolzen einer Ofentür an einem Umkörnofen. Dadurch schlug die Kette einem Bedienungsmann auf den Kopf. Er erlitt aber keine Verletzungen, da er eine Schutzkappe trug.

Wohnungstauschwünsche

Geboten werden 2½ Zimmer, Miete 45 DM, mit Bad, parterre. — Gesucht werden 2½ oder 3 Zimmer mit Bad in Remscheid, Rd.-Lennep oder Rd.-Lüttringhausen.

Geboten werden 2 Zimmer, Miete 55 DM, mit Bad, 2. Etage. — Gesucht werden 4 Zimmer mit Bad im Stadtbezirk oder außerhalb.

Kleine Anzeigen

Zwischenzähler für elektrisches Licht gesucht. Zu erfragen in der Redaktion.

1 Couch, 2 Sessel, 1 Ausziehtisch, 4 Stühle, gut erhalten, preiswert abzugeben. Zu erfragen in der Redaktion.

Hoher Besuch in der BSI

Am 11. August hat der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen Dr. Franz Meyers der Stadt Remscheid einen Besuch abgestattet und dabei auch die Stahlgießerei der Bergischen Stahl-Industrie besichtigt. Nachdem die Gäste von Herrn Otto Hilger begrüßt worden waren, wurden sie durch die einzelnen Abteilungen des Werkes Stachelhäusen geführt, für dessen Produktion sie lebhaftes Interesse bekundeten.



Ministerpräsident Dr. Franz Meyers, Direktor Fritz Rubensdörfer



Regierungspräsident Baurichter (2. von links), Direktor Fritz Rubensdörfer, Vorarbeiter Karl Schmidt

Ministerpräsident Dr. Franz Meyers, Direktor Fritz Rubensdörfer, Regierungspräsident Baurichter, Bürgermeister Heinrichs



Ministerpräsident Dr. Franz Meyers
Oberbürgermeister Gerd Lemmer
Otto Hilger



Otto Hilger, Ministerpräsident Dr. Franz Meyers, Direktor Fritz Rubensdörfer



Ministerpräsident Dr. Franz Meyers, Betriebsleiter B. Huljus, Regierungspräsident Baurichter, rechts: Direktor Fritz Rubensdörfer

Ausstellung: Interschutz „Der Rote Hahn“

Brand-, Strahlen- und Katastrophenschutz geht alle an

Siegfried Droese

Die Internationale Ausstellung für Brand-, Strahlen- und Katastrophenschutz in Köln wurde in der Zeit vom 23. 6. – 2. 7. 61 abgehalten. Sie konnte einen regen Besuch aus dem In- und Ausland verzeichnen.

Traditionsgemäß tritt das Deutsche Brandschutzwesen von Zeit zu Zeit mit Ausstellungen und Tagungen an die Öffentlichkeit, um über seine Arbeit und den Stand seiner Einsatzbereitschaft zu berichten. Ganz besonders aber wurde dies mit den Ausstellungen „Der Rote Hahn“ bezweckt.

Seit Bestehen des Deutschen Brandschutzwesens war die Kölner Ausstellung „Der Rote Hahn“ die dritte ihrer Art.

In den letzten 50 Jahren hat die Entwicklung der Technik auch auf dem Gebiet des Brandschutzwesens zu erheblichen Fortschritten geführt. Alle Erkenntnisse und Ergebnisse der Forschung wie auch die der Einsätze mußten, wenn sie für die Zukunft Nutzen bringen sollten, daher einmal sinnvoll

koordiniert und verwertet werden. Das hat die im Jahre 1950 gegründete Vereinigung zur Förderung des Deutschen Brandschutzes e. V. (VFDB) zum Ziel.

Sie stellte sich darüber hinaus die Aufgabe, alle auf dem Gebiet des vorbeugenden und abwehrenden Brandschutzes tätigen Fachleute zu einem regen Erfahrungsaustausch zusammenzuführen.

Zu diesem Kreis stießen dann die Institute, Organisationen, Fachkreise und Gesellschaften, deren Tätigkeit sich auf irgendein Gebiet des Brandschutzes erstreckt. Besonders sei hier die Forschungsstelle für Feuerlöschtechnik an der Technischen Hochschule Karlsruhe genannt.

Während die erste Ausstellung „Der Rote Hahn“ 1935 in Dresden und die zweite gleichen Namens im Jahre 1953 in Essen fast ausschließlich dem vorbeugenden und abwehrenden Brandschutz dienten, mußte diese Ausstellung vor allem die mit dem Fortschritt der Technik zwangsläufig den Feuerwehren neu gestellten Aufgaben aufzeigen. Einige dieser neuen Aufgaben liegen z. B. in der Zunahme der Verkehrsunfälle, der damit verbundenen Krankenbergrung und Krankentransporte, der Zunahme der Arbeitseinsätze schwerer Hebekräne, der Tankwagen-Unfälle auf den Autobahnen und im Stadtgebiet, der Zunahme der Kernstrahlenanwendung in der Industrie, in Laboratorien und Krankenhäusern, der Durchführung und Überwachung des Unfallschutzes. Man kann an Hand der Statistiken nachweisen, daß auch unsere Wehr, wie allgemein die Feuerwehren heute, mehr Hilfeleistungen und Unfalleinsätze als Brandeinsätze aufzuzeigen hat. Entsprechend muß sie ausgebildet und ausgerüstet sein.

So bekommen die Feuerwehren durch den neuen Tätigkeitsbereich zwangsläufig Kontakt mit den anderen Einrichtungen wie dem Techn. Hilfswerk, dem Roten Kreuz und anderen Hilfsorganisationen. Aus dieser Fühlnahme erwuchs nun eine Planung und

Wendestrahlsrohr aus den Anfängen der Brandbekämpfung



der Aufbau eines Katastrophenschutzes. Dieser wurde in der Ausstellung sehr anschaulich dargestellt.

Wie richtig dieser Gedanke war und wie notwendig er für alle Menschen in der Zukunft ist, bestätigen uns in erschreckender Deutlichkeit die Katastrophenfälle in Agadir, Fréjus, Chile und die fast täglichen Eisenbahn-, Explosions- und Flugzeugunglücke, von denen ich besonders das von München ins Gedächtnis zurückrufen möchte.

Man suchte und fand auch bei diesen Bemühungen um den Brand-, Unfall- und Katastrophenschutz Kontakt mit den Nachbarländern. Was aus diesem Kontakt wurde, zeigte die dritte Ausstellung „Der Rote Hahn“, die sich „Internationale Ausstellung für Brand-, Strahlen- und Katastrophenschutz“ nannte.

Feuerwehrleute aus 36 Nationen waren in Köln und Godesberg, wo der Deutsche Feuerwehrverband der Freiwilligen Feuerwehren seine Jahrestagung und Internationale Feuerwehrwettkämpfe, an denen sich 50 Mannschaften aus 12 Ländern beteiligten – Gäste ihrer deutschen Brandschutzkameraden – abhielt. Alle kamen aus Interesse an der großen gemeinsamen Aufgabe. Wie groß diese uns Brandmännern gestellte Aufgabe ist, mögen einige Zahlen erläutern:

Die Brandschäden betragen im Bundesgebiet 1960 = 344 Millionen DM, davon entfielen:

54% auf Industrieschäden,
28% auf Landschaftsschäden,
18% auf sonstige Schäden.

Venn dieses Geld auch größtenteils durch Versicherungen gedeckt war und aufgebracht wurde und die Schäden für den einzelnen beglichen werden konnten, am Volksvermögen gingen die 344 Millionen letztlich doch verloren und sind ganz schlicht und einfach verbrannt. Und dies ohne die geringste Gegenleistung. Diese 344 Millionen sind die verlorenen Werte, die man exakt nachweisen kann. Das vor Schaden und Zerstörung bewahrte Vermögen jedoch kann man getrost um ein Vielfaches höher setzen. Nehmen wir unseren Betrieb zum Vergleich.

In den Jahren 1959/60 hat es in der BSI und den DEW 181 Mal Feueralarm für die Werkswehr gegeben. Es bestand also 181 Mal die Möglichkeit für das Entstehen eines Großbrandes. Wenn wir nun noch die von



Hebeldruckspritze - Brandbekämpfung vor ca 300 Jahren

Werksangehörigen eingesetzten Handfeuerlöscher zur Bekämpfung von Entstehungsbränden ohne Alarmierung der Wehr hinzuzählen, kommen wir auf die stattliche Zahl von insgesamt rund 310 möglichen Großbränden.

Vom 1. April bis 31. Dezember 1960 waren allein in Nordrh.-Westfalen 9000 Einsätze der Feuerwehr bei Bränden erforderlich und 35 000 Einsätze der Feuerwehr bei sonstigen Hilfeleistungen; dabei wurden 9000 Menschen gerettet und aus Notlagen befreit.

Bei diesen Einsätzen fanden 5 Feuerwehrleute den Tod, und 636 Feuerwehrleute wurden in diesen 9 Monaten verletzt.

Ein großer Teil der Ausstellung war nicht zuletzt dem Schutz und Leben der Feuerwehrmänner selbst gewidmet.

Dieser Schutz beginnt bei einer guten soliden Ausbildung, die mit dem Wesen des Brandes vertraut macht. Von den chemischen und physischen Vorgängen einer Verbrennung ausgehend, werden dem Feuerwehrmann die Möglichkeiten für eine Unterbrechung des Brandes nahegebracht.

Die Löschmittel und Einsatzgeräte, die für eine Brandbekämpfung benötigt werden, müssen in ihrer Wirkung und Gefährlichkeit für die Löschmannschaft bei falscher An-

wendung allen Männern vertraut sein, z. B. Kaltwasserstrahl auf erhitzte Gußsäulen bewirkt deren Zerplatzen und dann evtl. Dekeneinstürze — auf glühenden Koks beim Kellerbrand, schlagartige Verdampfung — Verbrühung der Löschmannschaft und daneben Knallgasbildung usw.

Die Feuerlösch-Industrie hat den Anforderungen, die heute an eine Feuerwehr gestellt werden, in hohem Maße Rechnung getragen. In Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern und Forschungsstellen wurden Vorbeugungs-, Bekämpfungs- und Kontrollgeräte entwickelt, die die Firmen des In- und Auslandes auf ihren Ständen ausgestellt hatten. Sie bezeugen den hohen Stand der heutigen Feuerlöschtechnik, ganz gleich, ob die Forschung sich mit der Tropfengröße des Löschwassers beim Sprühverfahren zur Erlangung des höchstmöglichen Löschwertes befaßt oder mit einer Explosions-Unterdrückungsanlage gegen Tankexplosionen in Flugzeug- und Kraftstoffbehältern oder der Herabsetzung der Flammpunkte brennbarer Flüssigkeiten durch Zusatz von nicht brennbaren Stoffen oder mit den Methoden der Feuerlöschtaktik oder den Feuerlöscharmaturen aus Kunststoff.

Die Berufsfeuerwehr und auch die Freiwilligen Feuerwehren berichteten über ihre Aufgaben und Einsätze.

Stände, die den Strahlen-, Katastrophen- und zivilen Bevölkerungsschutz in eindringlicher Form demonstrierten, mögen manchen Bürger nachdenklich gestimmt haben.

Hier wurde durch Bildmaterial erschreckend deutlich demonstriert, daß unsere Städte im letzten Weltkrieg nicht zerbombt, sondern abgebrannt sind. Die Bomben rissen das Brandmaterial auf und die Brandbomben erst konnten zünden und wirklich vernichten. Und wenn die Frage auftauchte: Warum brannte nur ein Teil der Stadt? — dann ergab die Untersuchung, daß die Einhaltung von Brandabschnitten in Gebäudekomplexen, Straßenzügen und Stadtteilen von den Planern der Baubehörden schon damals beherzigt und konsequent durchgeführt worden ist.

Und ich bin sicher in der Annahme, daß sich mancher im Vorbeigehen an den Ständen des Bundesgrenzschutzes, des Johanniter-Ordens, des Malteser-Hilfsdienstes, des Roten Kreuzes, der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, des Technischen Hilfswerks oder des Luftschutzes fragte, wer das



Werksfeuerwehr bei der Bekämpfung eines Industrie-Großbrandes

alles ersann, plante und aufbaute; wozu und für wen?

Mancher wird aus seiner Oberflächlichkeit aufgeschreckt und wachgerüttelt worden sein und sich selbst die Frage gestellt haben: „Und was tust du selbst in dieser Zeit für die Gemeinschaft, für dich und deine eigene Familie?“

Er wird zu der Antwort kommen müssen: Während Tausende junger Menschen ihre freien Tage unentgeltlich in den Dienst der Nächstenliebe und Sicherung für den Menschen stellen, bist du selbst nur auf deine freien Wochenenden bedacht.

Der Zweck der Ausstellung, einmal zusammenfassend alles im Brandschutzdienst Wesentliche zu zeigen, wurde erreicht.

Es begann mit der historischen Schau, in der älteste Feuerwehrgeräte und Fahrzeuge der Löschdienstes ausgestellt waren. Über den Atemschutz, Unfallschutz, Ausbildungsdienst, Dienstverlauf, über Altersversorgung, Gerätestände der in- und ausländischen Feuerlöschgeräteindustrie, DIN-Vorschriften, Feuerversicherungen, Fachliteratur, Materialprüfungsämter, Unfallschutz im Feuerwehrdienst, Pumpenwesen und die neuesten Löschfahrzeuge bis zu den praktischen Vorführungen der Feuerlöschgeräte-Industrie

und der Kölner Berufswehr, war alles sorgsam vorbereitet und für alle Besucher gleichermaßen aufschlußreich und interessant. Die Vorführungen in der historischen Schau begannen mit der ältesten Löschmethode, der von Bürgern gebildeten Eimerkette. In dieser wurden Ledereimer von Hand zu Hand weitergereicht. Sehr eindrucksvoll und übersichtlich wurde dann die Entwicklung des Brandschutzwesens über Kniehebelspritze zum Brand- und Strahlrohr, Feudampfspritze bis zu den heutigen Geräten demonstriert. Ein Großeinsatz modernster Feuerlöschfahrzeuge führte die Entwicklung des Nachrichtenwesens im Feuerlöschdienst vom Feuerhorn zum ausgefeilten Funksprechverkehr am Einsatzort vor Augen.

Diese Ausstellung und Tagung galt dem Brand-, Strahlen- und Katastrophenschutz. Sie galt den in der Bundesrepublik tätigen Feuerwehrmännern, die mit 733 354 Mitgliedern in den Freiwilligen Feuerwehren, mit 8503 Mitgliedern in den Städt. Berufswehren und mit 33 525 Mitgliedern in 1324 Werksfeuerwehren zusammengefaßt sind.

Es sind bei den Werksfeuerwehren nur die vom Innenministerium anerkannten Werksfeuerwehren erfaßt (wir berichteten von der Anerkennung unserer Werksfeuerwehr vor einiger Zeit im „Schmelztiegel“).

Gleichermaßen aber galt diese Ausstellung auch allen jenseits der Grenzen tätigen Feuerwehrmännern und den Brandschutzdienststellen. Die Tagungen, Wettkämpfe und die Ausstellung führten viele Menschen verschiedener Nationen, die größtenteils mit den gleichen Aufgaben betraut sind, auf friedlichem Wege zusammen. Alle beseelt

Einsatz mit Atemschutzgerät



Richtige Bedienung und Anwendung eines Handfeuerlöschers – Löschstrahl nicht in die Flammen und Rauch, sondern auf den Brandherd richten

der Wunsch, ihre gemeinsamen Anstrengungen im Brandschutz mögen der Arbeit im Frieden gewidmet bleiben. Und doch beschäftigt sich die Internationale Kommission der Feuerwehren, der 25 Nationen beigetreten sind, mit der Verbesserung des völkerrechtlichen Schutzes für die Feuerwehren im Konfliktsfalle. Zweck ist, dem Feuerwehrmann internationalen Schutz, ähnlich wie er dem Sanitäter des Roten Kreuzes zu steht und gewährt wird, zu verschaffen.

Wenn Sie, lieber Leser, spüren, daß der Brandschutz nicht nur aus der Dienstbekleidung und einem roten Alarmfahrzeug besteht, und wenn Sie darüber hinaus sich einige ernste Gedanken über das Brandschutzwesen für sich daheim und auch für Ihren Arbeitsplatz machen, dann hat die Kölner Ausstellung und Tagung „Der Rote Hahn“ auch in unseren Reihen Frucht getragen.

Auch wir wollen das Goethe-Wort, das Albert Bürger als Präsident des Deutschen Feuerwehrverbandes den Feuerwehrleuten sagte, beherzigen:

Manches Herrliche der Welt
ist in Krieg und Streit zeronnen,
wer beschützt und erhält,
hat das schönste Los gewonnen.

Giacinto Festa
in seine Heimat überführt

Am 23. 5. 1961 ist unser italienischer Mitarbeiter Giacinto Festa in den Städtischen Krankenanstalten gestorben und wurde in seine Heimat, nach Andria, Süditalien, überführt. Seine Ehefrau hat nach der Beerdigung folgenden Brief mit den Fotos an die Geschäftsleitung geschickt, den wir auch unseren deutschen und italienischen Mitarbeitern zur Kenntnis geben.

Ich erhielt Ihren Brief vom 25. 5. 61 und bedanke mich nochmals recht herzlich für alles das, was Sie bei dem Tode und bei der Überführung meines Mannes für mich getan haben.

Ich denke, daß es Gottes Wille war, daß mein Mann sterben mußte. Und daß er froh ist, von Ihnen die Hilfe gehabt zu haben und Ihnen von oben danken wird.

Es war nun mal so das Schicksal, und wir freuen uns alle, daß er noch durch einen Pfarrer die heiligen Sterbesakramente erhalten hat. Er wird bei Gott die Vergebung aller seiner Sünden erhalten. Er war mir ein lieber guter Gatte und unseren Kindern ein lieber Vater und wird darum im Himmel gut aufgenommen werden.

Ich bedanke mich auch bei seinen italienischen Kameraden, die es ihm immer leicht zu machen versuchten und ihm immer treu zur Seite gestanden haben in seinem Heimweh. So war es ihm doch leichter, so weit von Frau und Kindern zu leben, die er so liebte.

Auch bei den Ärzten möchte ich mich bedanken, die alles daransetzten, ihm das Leben zu erhalten, aber wie gesagt, das Schicksal hat es anders gewollt. Die Zeit ist nun mal der große Arzt und wird uns auch helfen, über den großen Verlust hinwegzukommen.

Die Rechnung für Kranz und Blumen, die die beiden Fahrer bestellt hatten, lege ich bei, auch zwei Bilder als Andenken an die Beerdigung.

Sollte Sie einmal der Weg nach Italien führen und Sie bei uns reinschauen, wären wir glücklich, uns auch persönlich bei Ihnen bedanken zu können.

Mit Grüßen
Scarcelli Carmella

Giacinto Festa
é stato trasferito
al suo Paese Natale di Andria pro. Bari

Il nostro Conacionale Signor Giacinto Festa È Morto il 23-5-1961 al Ospitale di Remscheid, é stato trasferito al suo Paese Natale di Andria pro. Bari. Sua moglie ci á mandato le fotto del Funerale alla nostra Direzione, che le abiammo fatte vedere ai nostri lavoratori della Ditta.

Andria, 3 Luglio 1961

Gent. mo
Sig. Bergische Stahl-Industrie
Remscheid, Papenberger Straße 38
Postfach 149

Ricevetti la Sua del 25/5/1961 e nel chieder Le scusa per il ritardo con cui Le rispondo, La ringrazio sentitamente per la gentilezza d'animo e per la grande comprensione che ha dimostrato in un momento così difficile per la mia famiglia.

Penso che, anche mio marito dall'alto è contento di come Lei si è prodigato.

Evidentemente era destino che dovesse andare così; mi è di conforto l'aver appreso che è stato confortato dai Sacramenti della Chiesa Cattolica e da un frate di lingua italiana e sono sicura che, Dio nella Sua infinita Bontà, avrà certamente perdonato e fatto entrare al Suo cospetto il mio povero Giacinto, che era tanto buono ed affettuoso.

Ringrazio anche di cuore, unitamente ai miei figli, tutti gli amici di mio marito e per essi il Sig. Lazzaro Donato, che nelle ore tristi della sofferenza ebbero a curarlo e consolarlo rendendogli meno penosa ed amara la lontananza della famiglia e dei figli ai quali era molto effezionato e per i quali non esitò ad abbandonare il patrio lido per cercare altrove quel lavoro che qui non trovava, onde permettere di allevarli in una certa agiatezza.

Ringrazio ancora i medici che lo curarono e sono certa che fecero di tutto per salvarlo,



ma come dicevo, prima, era destino! Il tempo che è il più grande medico attenuerà l'incoltabile perdita che ha lasciato nella nostra famiglia.

In uno alla presente allego fattura spese della corona di fiori freschi ordinata per Suo conto dagli autisti che accompagnarono la salma del defunto e foto del corteo funebre a ricordo della Sua gentilezza.

Chiudo il mio dire ringraziando La ancora e se dovesse in avvenire visitare l'Italia e trovarsi dalle nostre parti, desidererei tanto ringraziar La personalmente.

Distinti Ossequi
Scarcelli Carmella



Das neue Buch

Thomas Holland: „Das Kreuz des Piraten“, ein Abenteuer in den spanischen Gewässern, 238 Seiten, 7,80 DM, Verlag Herder, Freiburg.

Jugendbücher, die literarische Qualität mit echter jugendgemäßer Spannung verbinden und dazu lehrreich sind, machen jedem Freude. — Dieses Kreuz wurde vor langen Jahren frevlerisch geraubt von El Serpente, der sich als Schlangengott verehren läßt und einen von ihm gegründeten Seeräuberstaat beherrscht. Nach Jahren wollen die Verwandten El Serpentes die Tat sühnen; der zwölfjährige Raimund Trevitho soll als jüngstes männliches Familienglied zusammen mit



seiner Cousine und einer tapferen, verwegenen Großmutter das Kreuz zurückbringen. Raimund muß es vom Grunde des Meeres heraufholen — und unter Kapitän Cutlass, einem ehemaligen Anhänger El Serpentes, nimmt die Bark „Umba“ Kurs auf Südamerika. Mit viel Glück wird durch die Warnung Raimunds eine blutige Meuterei zugunsten des Kapitäns und der wenigen bei ihm verbliebenen Getreuen entschieden. Schüsse von Santa Barbara, der ersten Festung El Serpentes, verhindern die Landung, so daß nur der beschwerliche, gefährliche Landweg bleibt. Cutlass und Raimund werden von El Serpentes Männern gefangen genommen, entkommen aber, und auch der bewaffnete Überfall auf die Hazienda des Schwagers von Abuela, wo sie alle Rast gemacht hatten, wird abgeschlagen. Dann die Fahrt über den unterirdischen Fluß — und plötzlich stehen sie vor El Serpente . . . Aber die Lebenskraft des „Schlangengottes“ ist gebrochen, sein Geist zerstört, und so können sie ihre Aufgabe erfüllen und glücklich heimkehren. — Dieses Buch wird die 10–14jährigen Jungen hell begeistern.

„Wie beschaffe ich mir einen Kredit?“, von Erich Kaiser, 3,20 DM, Wilhelm Stollfuß-Verlag, Bonn.

Das zur Beantwortung dieser Frage notwendige Wissen vermittelt jedem Kreditnehmer dieses Bändchen. Der Verfasser erläutert eingehend alle interessierenden Fragen des Kreditgeschäftes (Kreditarten, persönliche und sachliche Voraussetzungen, Sicherungsmöglichkeiten) und behandelt neben dem Bankkredit und den verschiedenen Kreditarten der öffentlichen Hand auch ausführlich den Kundenkredit (Teilzahlungsgeschäft). Dieses Bändchen ist sowohl für den Kaufmann und Handwerker als auch für den Privatmann ein besonders nützlicher Wegweiser durch das weitverzweigte Gebiet des Kreditwesens, um ans Ziel (lies: Geld) zu kommen.

„Der Zahlungsbefehl und das Streitverfahren vor dem Amtsgericht“, von Notar Karl Haegle, 2,80 DM, Wilhelm Stollfuß Verlag, Bonn.

Oft muß ein Geschäftsmann seine Forderungen beim Amtsgericht einklagen. Wer sich nicht erst im Prozeß über die Rechtslage unterrichten will, sollte zu dem soeben in Neuauflage erschienenen Bändchen „Der Zahlungsbefehl und das Streitverfahren vor dem Amtsgericht“ von Notar Karl Haegle greifen. In einer auch dem Nichtjuristen verständlichen Form werden hier die Regeln des gerichtlichen Mahn- und Streitverfahrens erläutert und die Kostenfragen ausführlich behandelt. Durch die zahlreichen Beispiele und Formularmuster ist das Bändchen ein empfehlenswerter Helfer.

Unsere Jubilare

25 Jahre Mitarbeit



Leo Palicki
Schmelzerei Papenberg
am 4. August 1961



Anton Kolpacz
Gießerei Stachelhausen
am 9. August 1961

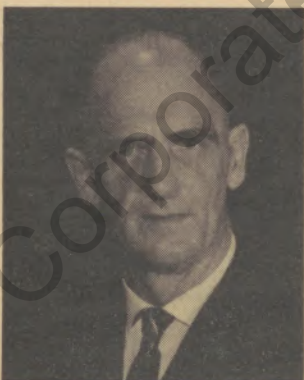


Karl Müller
Versuchsanstalt
am 11. August 1961

Karl Kosch
Schlosserei Stachelhausen
am 22. August 1961

Gottlieb Braun
Magazin Stachelhausen
am 23. August 1961

Ewald Flesche
Werk Julius Lindenberg
am 28. August 1961



Franz Haberstock
Ausbilder in der Lehrwerkstatt
am 21. September 1961

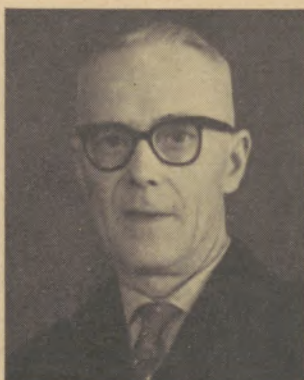
Josef Overrath
Chromgußputzerei Stachelhausen
am 14. September 1961

Walter Medgenberg
Schmelzerei Stachelhausen
am 10. August 1961

Ewald Duhn
Formerei Papenberg
am 14. September 1961



Friedrich Hackenberg
Stahlgußputzerei Stachelhausen
am 5. September 1961



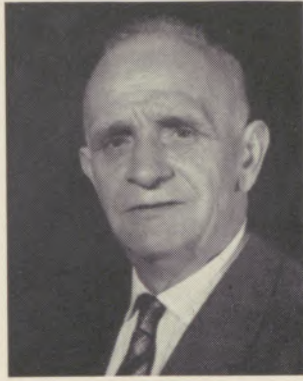
Anton Sniegula
Spitzendreherei Stachelhausen
am 7. September 1961



Max Schmitz
Betriebswirtschaftliche Abteilung
am 15. September 1961



Walter Meurer
Büro Papenberg
am 24. August 1961



Josef Flügel
Werksaufsicht
am 6. September 1961



Peter Werner
Ingenieur, Werksabt. Stachelhausen
am 21. September 1961

Wilhelm Röntgen
Reparaturwerkstatt Papenberg
am 19. September 1961

Familiennachrichten

Es haben geheiratet

Hans Pollmann, Papenberg Richterei – Erika Jurczyk,
am 14. Juli 1961
Arno Liermann, Stachelhausen Schlosserei – Käthe
Thiel, am 4. August 1961
Alfred Otto, Konstruktionsbüro – Anneliese Zindler,
am 10. August 1961

Frank, Sohn von Hermann Koloß, Papenberg, Putzerei,
am 7. August 1961
Elvira, Tochter von Karl Riedel, Werksaufsicht, am
18. August 1961

Ins Leben traten ein

arg, Sohn von Lothar Kreisel, Stahlguß-Verkauf, am
26. Juni 1961
Petra, Tochter von Heinz Weidemeier, Baubetrieb, am
5. Juli 1961
Martin, Sohn von Gerhard Goldbaum, Werksaufsicht,
am 9. Juli 1961
Karl-Heinz, Sohn von Karl-Heinz Schenk, Stachelhausen
Kar. Dreherei, am 13. Juli 1961
Elke, Tochter von Franz Neubauer, Stachelhausen,
Werkzeugmacherei, am 20. Juli 1961
Idrun, Tochter von Horst Jassmann, Stachelhausen
Schmelzerei, am 21. Juli 1961

In den Ruhestand traten

Julie Schulkowski, Verkauf Fittings, nach 12jähriger
BSI-Zugehörigkeit, am 30. Juni 1961
Anna Klask, Kernmacherei Papenberg, nach 10jähriger
BSI-Zugehörigkeit, am 30. Juni 1961
Christine Arntz, Versuchsanstalt, nach 11jähriger BSI-
Zugehörigkeit, am 27. Juni 1961
Rudolf Corsten, Putzerei Stachelhausen, nach 27jähriger
BSI-Zugehörigkeit, am 1. Juli 1961
Josef Huber, Schmelzerei Papenberg, nach 36jähriger
BSI-Zugehörigkeit, am 1. August 1961
Jakob Stickse, Werksaufsicht, nach 40jähriger BSI-
Zugehörigkeit am 1. Juli 1961
Andreas Plüger, Werk Julius Lindenberg, nach 33-
jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 1. Juli 1961
Ida Junggeburth, Kernmacherei Papenberg, nach 12-
jähriger BSI-Zugehörigkeit, am 1. August 1961



WIR NAHMEN ABSCHIED VON

Heinrich Gausmann, Lager Papenberg, am 5. Juli 1961, 60 Jahre alt

